

Reihe „Klassiker der Kommunikations- und Medienwissenschaft heute“

Mit der Entwicklung der Medien und ihrer sozialen, kulturellen und persönlichen Bedeutung verändern sich auch die Fragestellungen und Forschungsfelder der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Es stellt sich somit auch die Frage nach der Gültigkeit und Brauchbarkeit ihrer Paradigmen und danach, was denn zu ihren gesicherten Beständen gehört. Adorno und Benjamin, Lippmann und McLuhan – was haben sie und andere „Klassiker“ der Medien- und Kommunikationswissenschaft heute noch zu sagen? Mit diesen Fragen beschäftigt sich in unregelmäßigen Abständen die Reihe „Klassiker der Kommunikations- und Medienwissenschaft heute“, die ursprünglich von Friedrich Krotz konzipiert wurde. Wenn diese Beiträge dafür hilfreich sind, dass sich Medien- und Kommunikationswissenschaft mit ihren Grundlagen erneut und auf kritische Weise befasst, so hat die Reihe ihren Zweck erfüllt. Abweichende Meinungen und begründete Stellungnahmen sind ebenso erwünscht wie Vorschläge dazu, welche Autor(inn)en denn heute überhaupt als „Klassiker“ angesehen werden können.*

Max Weber: „Wirklichkeitswissenschaftler“ und streitbarer Geist

Siegfried Weischenberg

Beim Ersten Deutschen Soziologentag im Oktober 1910 standen die Medien als Forschungsgegenstand an erster Stelle. Max Weber, zu diesem Zeitpunkt „Rechner“ (Schriftführer) der im Jahr zuvor gegründeten Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), präsentierte am Anfang seines „Geschäftsberichts“ ausführlich den Plan für eine „Presse-Enquête“. Dieses aufwendige Unternehmen sollte von der DGS organisiert werden, um sofort die Kompetenz der Soziologen in der empirischen Forschung unter Beweis zu stellen. Nach dem Scheitern des Projekts in der Planungsphase verschwand das Thema für Jahrzehnte von der Tagesordnung der Soziologie. Die neu gegründete „Zeitungswissenschaft“ erschien im Vergleich mit Webers Ideen lange Zeit theoretisch und empirisch anspruchslos; dass Max Weber ein Klassiker (auch) der Kommunikationswissenschaft war, wurde nicht wahrgenommen. Dennoch sind in den 100 Jahren danach viele seiner Anregungen aufgegriffen und umgesetzt worden, wenn auch mit deutlicher Verspätung. Dies gilt erstens für die Fragestellungen der geplanten Studie, zweitens für einen Teil seiner Kategorien und Kernbegriffe und drittens für den Einfluss von drei Gesellschaftstheoretikern, die in besonderem Maße auf Weber rekurrieren und selbst als Medientheo-

* Bislang sind in dieser Reihe Beiträge zu folgenden „Klassikern“ erschienen: Marshall McLuhan (Verf.: Friedrich Krotz, M&K 1/2001: 62-81), Harold A. Innis (Verf.: Hans W. Giessen, M&K 2/2002: 261-273), Theodor W. Adorno (Verf.: Thomas Gebur, M&K 3/2002: 402-422), Leo Löwenthal (Verf.: Udo Göttlich, M&K 1/2006: 105-127), Walter Benjamin (Verf.: Maren Hartmann, M&K 2/2006: 288-307), Paul Felix Lazarsfeld (Verf. Thymian Bussemer, M&K 1/2007: 80-100), Raymond Williams (Verf.: Carsten Winter, M&K 2/2007: 247-266), Walter Lippmann (Verf.: Jürgen Wilke, M&K 4/2007: 595-612), Herta Herzog (Verf. Elisabeth Klaus, M&K 2/2008: 227-252), Thomas Luckmann (Verf. Stefanie Averbeck-Lietz, Matthias Künzler, Marijana Tomin, M&K 4/2010: 563-580), Dieter Baacke (Verf. Ingrid Paus-Hasebrink, M&K 1/2011: 75-96) sowie Gerhard Maletzke (Verf. Michael Meyen, Maria Löblich, M&K 4/2011: 563-580).

retiker oder zumindest Medienkritiker aufgetreten sind: Jürgen Habermas, Niklas Luhmann und Pierre Bourdieu.

Schlagwörter: Empirische Medien- und Journalismusforschung, Fachgeschichte, Weber-Forschung, Gesellschafts- und Kommunikationstheorien, Presse-Enquête

1. Die „Fabrikation des Klassikers“

Mehr als 90 Jahre nach seinem Tode ist der Soziologe Max Weber populärer denn je. Vielen gilt er als bedeutendster Sozialwissenschaftler überhaupt und als wichtigster deutscher „Exportartikel“ aus dem Feld der Gesellschaftstheorie. Wahrscheinlich war Weber niemals so präsent wie heute; er gehört zu den „seltenen und beneidenswerten Wissenschaftlern, deren Werk langfristig an Bedeutung dazugewinnt“ (Gneuss/Kocka 1988: 7). Diese Bedeutung – als Soziologe, aber auch als Ökonom, Historiker und politischer Publizist – ist in unzähligen Darstellungen gewürdigt worden, und sogar diverse Berühmtheiten, darunter Konrad Adenauer und Theodor Heuss, preisen in ihren Erinnerungen oder in Briefen Webers Genie. Für politische Elefanten und Wirtschaftskapitäne bedeutet er die zentrale Referenz, wenn sie griffige Zitate für ihre Reden brauchen.

Dieser späte „Weber-Hype“ ist ein Phänomen, denn zu Lebzeiten und in den Jahren nach seinem Ableben war die Wirkung des Soziologen eher begrenzt gewesen. Doch inzwischen hat die international hyperaktive Weber-Forschung Berge von Veröffentlichungen produziert und aus seinen Schriften sogar herauszuholen versucht, was nicht drinsteckt. Die Sekundärliteratur ist unüberschaubar; allein die Bibliographie der englischsprachigen Publikationen weist inzwischen schätzungsweise 5.000 Einträge auf (vgl. Sica 2004: XV). Ein eigener Sammelband ist dem „Faszinosum Max Weber“ (Ay/Borchardt 2006) gewidmet. Seit mehr als 40 Jahren befindet sich das gigantische und teure Projekt einer kompletten, wissenschaftlich-kritischen und textgenauen „Max-Weber-Gesamtausgabe“ (MWG) auf dem Weg, dessen Abschluss noch nicht abzusehen ist; die blauen Bände sehen ähnlich aus wie die der „Marx-Engels-Werke“ (MEW). Das ehrgeizige, nicht unumstrittene Vorhaben führt die „allmähliche Fabrikation des Klassikers Max Weber“ (Kaesler 2006: 169), an der sich eine halbe Hundertschaft von exklusiven „Weber-Forschern“ beteiligt hat (vgl. ebd.: 194f.), in neue Sphären.

Die Qualität des Werks, das Max Weber hinterließ, steht vor allem hinsichtlich der vielfältigen Anschlüsse, die es offeriert, einzigartig dar; es bedeutet bis heute sozusagen den *archimedischen Punkt* der Soziologie: „Von Webers breitem Forschungsprogramm ausgehend sind Soziologen [...] in viele Richtungen aufgebrochen und haben die Diskussion je nach Forschungsgebiet, Datenlage, theoretischem oder empirischem Interesse verästelt.“ (Nollmann 2004: 118) In der Sekundärliteratur dominiert dabei der *Theoretiker* Weber deutlich gegenüber dem *Sozialforscher*; lange Zeit wurden seine Bemühungen um eine dauerhafte Etablierung empirischer Forschung weniger beachtet (vgl. Oberschall 1997: 223). Die Rolle Webers als „Empiriker“ im Umfeld seiner zunächst im „Verein für Socialpolitik“ betriebenen Studien und dann 1910 beim Ersten Deutschen Soziologentag in Frankfurt a. M. vorgetragenen Projektideen ist erst im Rahmen der Herausgabe seiner „Schriften und Reden 1900-1912“ eingehender dokumentiert und gewürdigt worden (vgl. MWG I/8).

Insgesamt haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten nicht nur Umfang und Intensität der Auseinandersetzung mit dem Werk Max Webers zugenumommen. Erkennbar ist auch das Bestreben, den Zustand zu überwinden, dass es nur „als ein großer Steinbruch“ (Lepsius 2003: 32) wahrgenommen wird. Das ambitionierte Ziel lautet deshalb, Webers Soziologie als „Paradigma“ oder als relativ geschlossenes „Forschungspro-

gramm“ auszuweisen, das an die Seite von Systemtheorie, Theorie des kommunikativen Handelns oder Rational Choice Approach gestellt werden kann (vgl. Albert et al. 2003; Schluchter 2003, 2005; Lepsius 2003: 32f.) – auch wenn dies den Verdacht provoziert, nur eine *theoriepolitische* Maßnahme zur neuen Perspektivierung seines Werks zu sein (vgl. Rehberg 2003: 371).

Gemessen am Umfang des sozialwissenschaftlichen Diskurses ist Webers Bild als Kommunikationswissenschaftler eher blass geblieben. Zwar hat das zuständige Fach immer wieder Bezug auf ihn genommen. Das Potenzial, das in seinem Entwurf für eine „Presse-Enquête“ zur Vermessung der Medienwelt steckt, ist lange Zeit aber kaum zur Kenntnis genommen worden, ehe drei Wissenschaftler nachdrücklicher darauf aufmerksam gemacht haben: der deutsch-amerikanische Kommunikationswissenschaftler Han-no Hardt (1979), der Freiburger Politologe Wilhelm Hennis (2003 [1995]) und vor allem der Leipziger Medienhistoriker Arnulf Kutsch (1988). Nachhaltig bekannt und viel zitiert wurden jedoch bis heute nur die positiven, aber eher beiläufigen Bemerkungen zum Journalismus, welche Max Weber (1968 [1919]) in seinem berühmten Vortrag „Politik als Beruf“ machte. Die Rede wirkt wohlbekannt aufgrund der Definition von Politik als „starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich“ (ebd.: 67). Ein solches Zitat wird immer wieder gerne genommen. Dies gilt auch für die formelhafte Zusammenfassung der Unterscheidung zwischen „gesinnungs-ethisch“ und „verantwortungsethisch“ (ebd.: 57ff.) in diesem Vortrag, die erst in neuerer Zeit auch auf die Medienethik bezogen worden ist. Seine Wortkreation „Verantwortungsethik“ hat im 20. Jahrhundert – in unterschiedlichen Kontexten (vgl. z. B. Jonas 1984 [1979]: 398ff.) – Karriere gemacht (vgl. Radkau 2005: 789), selbst wenn die damit verbundenen Ansprüche inzwischen als unzeitgemäß bezeichnet werden mögen.

2. Eine biographische Skizze

Max Weber wurde am 21. April 1864 als erstes von insgesamt acht Kindern in ein großbürgerliches Milieu hineingeboren. Bei seiner Geburt lebte die Familie in Erfurt. Als er fünf Jahre alt war, zog sie um nach Berlin, wo der Vater als besoldeter Stadtrat und als Reichstagsabgeordneter der Nationalliberalen Partei wirkte und Beziehungen zu wichtigen Politikern und Gelehrten unterhielt. Weber studierte u. a. in Heidelberg und später in Berlin Jura sowie Nationalökonomie, Philosophie und Geschichte. Nach dem juristischen Staatsexamen (1886) promovierte er 1889 über die „Entwicklung des Solidarhaftprinzips und des Sondervermögens der offenen Handelsgesellschaft aus den Haushalts- und Gewerbegemeinschaften in den italienischen Städten“ und habilitierte sich 1892 in Berlin für Römisches Recht und Handelsrecht. Nach einer kurzen Station als „außerordentlicher Professor“ für Handels- und Deutsches Recht in Berlin wurde er auf einen Lehrstuhl für Nationalökonomie an der Universität Freiburg berufen. 1896 wechselte er als Nachfolger von Karl Knies auf den Lehrstuhl für Nationalökonomie und Finanzwissenschaften an der Universität Heidelberg, den er endgültig 1903 aufgab, nachdem er schon 1899 aus gesundheitlichen Gründen beurlaubt und von seinen akademischen Pflichten entbunden worden war. Nach Jahren als „Privatgelehrter“, der vom Vermögen seiner Frau lebte, übernahm er erst 1918 wieder – probeweise – eine Professur an der Universität Wien, ehe er im Jahr darauf – wahrscheinlich aus eher privaten Gründen – einem Ruf an die Universität München folgte (vgl. z. B. Radkau 2005: 804; Weiß 1981: 9f.). In seinen letzten Lebensjahren dachte Weber den Berichten seiner Witwe zufolge aber auch ernsthaft über berufliche Alternativen nach. So schrieb er in einem Brief aus München: „*Geld verdienen?* Ja – wie? ist für mich die Frage. Da müßte ich halt – und hätte nichts dagegen – *hier* in eine Zeitung oder einen Verlag eintreten, statt

Professor zu spielen. Solche Verwaltungsarbeit kann ich ja besser leisten, als diese Kolleg-Schwätzerei, die mich seelisch *nie* befriedigt.“ (Weber 1984 [1926]: 707; Hervorheb. im Orig.)

1893 hatte Weber seine Verwandte Marianne Schnitger – ihr Großvater war ein Bruder von Webers Vater Max senior – geheiratet. Mutterlos aufgewachsen, war sie Pflegekind seiner Mutter Helene, als Max Weber ihr näherkam. Die leidenschaftlose Beziehung der beiden wird als „Wissenschaftsbündnis“ beschrieben, das sich nach Webers Tod am 14. Juni 1920 erst voll entfaltete, weil seine Witwe mit dem Nachlass schalten und walten konnte. Bis zu ihrem Tod am 12. März 1954 war Marianne Weber „die zentrale Verwalterin und Hüterin“ seines „geistigen Erbes“ (Hanke 2006: 31). Ihr „uner-schütterlicher Glaube an die herausragende Bedeutung ihres Mannes und seines Werks“ wird „faszinierend“ genannt: „Bis zum Ende ihres Lebens blieb sie hartnäckig ihrer Mission treu, für das Werk Max Webers und seiner Verbreitung zu kämpfen.“ (Ebd.: 49)

Was nun die Persönlichkeit des Max Weber ausmachte, vermögen alle vorliegenden biographischen Versuche nicht eindeutig zu entscheiden; gerade auch das „Lebensbild“, das seine Witwe Marianne Weber (1984 [1926]) sechs Jahre nach seinem Tode entwarf, bleibt insofern blass. Joachim Radkau (2005) beschreibt ihn in seiner vor allem durch die Auswertung nun zugänglicher privater Briefe quellengesättigten, aber einseitig „psychoanalytischen“ Großbiographie als chronisch krankes, reizbares Nervenbündel, pathologisch empfindlich, von ehelicher Impotenz gequält, zudem von Wetterföhligkeit und Schlaflosigkeit.

Insgesamt entzieht sich dieser widersprüchliche Mann dem eindeutigen Urteil (vgl. z. B. Riley 1991: 21). Vor allem aber: Was ihn wirklich bedeutend gemacht hat, so dass er mehr und anderes war als nur ein „politischer Intellektueller im Deutschen Kaiserreich“ (Mommsen 1993) und wie nur wenige Wissenschaftler aus jener Zeit bis heute Bedeutung besitzt – auch darüber gehen die Meinungen auseinander. Für den Historiker Thomas Nipperdey (1993b [1992]: 896) war er „der größte deutsche Krisentheoretiker der Moderne“ und „einer der größten Geister der Zeit“ (ebd.: 422). Mehr noch, wie er an anderer Stelle schreibt: „Wenn irgendeiner der deutschen Gelehrten jener Zeit, außerhalb der Naturwissenschaften, ein Genie war, dann Weber [...]; er verkörpert eine der höchsten Möglichkeiten des Geistes in seiner Zeit“ (Nipperdey 1993a [1990]: 671). Andererseits erscheint er ihm auch als Kind seiner Zeit, „ein entschiedener Nationalist gewiß“ (Nipperdey 1993b [1992]: 422). 1918 war Weber im Parteivorstand der neu entstandenen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) politisch aktiv geworden und gehörte dann auch der Kommission für die Weimarer Verfassung an.

3. „Weber-Forschung“ und „Weber-Forscher“

Max Weber sei ein „umkämpfter Klassiker geblieben“, meint Dirk Kaesler (2003: 263). Der Streitbare ist bis heute selbst ein Streitfall, und zwar nicht nur zwischen den verschiedenen Disziplinen, sondern auch innerhalb der Soziologie und speziell der „Weber-Forschung“; hier gibt es dann noch den „Streit zwischen den verschiedenen nationalen soziologischen Interpretationsgemeinschaften“ (ebd.). Im Einzelnen geht es dabei – neben der disziplinären Zuordnung – etwa um „die Frage, ob Weber nun ein tragisch-pessimistischer Nietzscheaner oder ein Liberaler war, der im englischen Vorbild ein Modell für die freiheitliche Entfaltung des bürgerlichen Menschen gesehen hatte“ (ebd.: 264). Die Vieldeutigkeit – aber auch die Unverständlichkeit – der Werke Max Webers beschäftigt seit Jahrzehnten eine vielköpfige, interdisziplinäre Gruppe von Forschern – „the ever-expanding international Weber-Kreis“ (Sica 2004: XIV). In diesem „Kreis“

gibt es „die große Gruppe der Nur-Weberforscher, die sich mit kaum etwas anderem beschäftigen“ (Spinner 2006: 245). „Max Weber kann zum Beruf werden“, heißt es in der Einleitung zu einer posthum erschienenen Aufsatzsammlung des Weber-Forschers Friedrich H. Tenbruck (1999: VII). Welch widersprüchliche Ergebnisse die intensive, interdisziplinäre und internationale Textexegese generiert hat, demonstriert allein die vielstimmige Interpretation der „Wissenschaftslehre“ Webers (vgl. z. B. Wagner/Zipprian 1994). Wilhelm Hennis (1987: 117) verwendet in diesem Zusammenhang sogar die Metapher von der „Stillen Post“; beim „letzten Mitspieler“ könne „Amüsantes herauskommen“.

All die Wissenschaftler, welche dem großen Soziologen auf den Fersen bleiben wollen, beschäftigt eine einzige Frage: Was meinte Max Weber *wirklich*? Antworten werden auf sehr unterschiedliche Weise gesucht, wobei sich die Literatur über ihn und sein Werk grob in vier Gruppen einteilen lässt (vgl. Weischenberg 2012: 30): personalisierende/pauschalisierende Publikationen wie z. B. die Biographien von Marianne Weber (1984 [1926]) und Joachim Radkau (2005) sowie deskribierende/explizierende Publikationen wie z. B. die Studien von Dirk Kaesler (1979, 2003, 2011); drittens selektierende/fokussierende Publikationen, die sich auf einzelne Aspekte konzentrieren und von hier aus ein Urteil über Werk und/oder Person zu begründen versuchen (vgl. z. B. Hennis 1987, 1996) und schließlich interpretierende/generalisierende Publikationen, die mittels penibler Textexegese Webers Gesamtwerk zu entschlüsseln und einzuordnen versuchen (vgl. z. B. Henrich 1952; Bendix 1964; Tenbruck 1975, 1999; Schluchter 1998a, 2000a, 2005, 2009). Im Zentrum der Bemühungen dieser vierten Gruppe steht Webers großes gesellschaftstheoretisches Thema: die Möglichkeiten zur Beherrschbarkeit der Welt durch die Berechnungen der Wissenschaft unter den Bedingungen von Rationalisierung und Bürokratisierung in der Moderne – nachdem die Magie ihren Zauber als Erklärungsmodell verloren hat. In diesem Zusammenhang ist auch die universalhistorische Formel von der „Entzauberung der Welt“ angesiedelt, als der „allgemeinste und durchgreifendste Erfolg der Rationalisierung“ (Löwith 1960 [1932]: 33). Weber (vgl. 1988 [1922]: 433) führt sie 1913 ein und bezieht sie sowohl auf religionsgeschichtliche Zusammenhänge als auch auf die Wirkung von Wissenschaft in der modernen Gesellschaft (vgl. Weischenberg 2012: 13ff.).

Die insgesamt gewiss beeindruckende, nicht mehr vollständig rezipierbare Weber-Literatur ist voller Redundanzen und Widersprüche und bietet häufig kaum Möglichkeiten zur Anschlusskommunikation. Gestritten wird über die Konnotation der zentralen Begriffe und Kategorien Max Webers, die Verortung seiner Soziologie zwischen Individuum und Gesellschaft sowie Fragen der Edition seines dispersen Werks. In unterschiedlichsten Zusammenhängen wirft man sich dabei gegenseitig Ahnungslosigkeit, Oberflächlichkeit und Polemik bei der Weber-Rezeption vor. Weber hat insofern vor allem eines hinterlassen: Querelen. Zum mindest darin wird man dem Vorbild gerecht, denn der gelernte Jurist und spätere Professor für Nationalökonomie war ein streitbarer Geist, der durch seine gerichtsnotorischen Auseinandersetzungen sowie durch Duellforderungen sogar wissenschaftliche Projekte gefährdete (vgl. ebd.: 274ff.).

Dass die Deutungshoheit für Webers Werk in soziologischen Händen liegt (vgl. z. B. Vahland 2001: 26; Rehberg 2003: 373), scheint inzwischen unstrittig. Intensiv diskutiert wird aber in der Literatur nach wie vor die Frage, was für ein Soziologe Weber gewesen ist: ein Handlungstheoretiker – oder gar ein früher Systemtheoretiker (vgl. z. B. Nassehi 2009 [2006])? Dabei scheint die Idee von Dirk Kaesler (2003: 265) nahe liegend zu sein, von Max Weber das Bild des „Vermittlers“ zu entwerfen, der mehr als seine Nachfolger und „Erben nicht in Gegensätzen, sondern in Zusammenhängen gedacht habe; das sei

die Basis „seiner“ Soziologie gewesen. Das spezifisch *Soziologische* liege in seiner Vermittlung von „Individuum“ und „Gesellschaft“. Einer solchen Positionsbestimmung wird indessen von Systemtheoretikern widersprochen (vgl. Willke 1991: 94): Das Image vom „Handlungstheoretiker Weber“ sei irreführend; eine bestimmte Art von Soziologie habe offenbar große Schwierigkeiten, die Forschungsobjekte im „systemischen Sinne“ ernst zu nehmen – also, sie in Relation zu ihrer Umwelt zu setzen, anstatt zu versuchen, sie jeweils aus ihren Elementen heraus zu erklären. Diese Diskussion ist in besonderem Maße anschlussfähig für Debatten in der Kommunikationswissenschaft und hier insbesondere der Journalismusforschung, die um die Frage kreist, in welchem Maße Prozesse der Aussagenentstehung *subjektabhängig* sind. Besitzt gerade hier Luhmanns „Systemtheorie ohne Menschen“ besondere Evidenz – da im Bereich der Massenmedien in der Regel nicht Journalisten, sondern Nachrichten miteinander kommunizieren (vgl. Schimank 2005: insbes. 275ff.; Weischenberg 2007)?

4. Schlüsselwerke und Kernbegriffe

Im Zentrum des Weber'schen Œuvres steht „Wirtschaft und Gesellschaft“ (Weber 1980 [1921/1922]), von seiner Witwe Marianne Weber schon bald nach seinem Tode herausgegeben. Dies ist nicht nur ein unvollendetes Buch, sondern auch eine steinbruchartige, einschüchternde, wenig rezeptionsfreundliche Kompilation mit einem womöglich irreführenden Titel (vgl. Lichtblau 2006: 7), dessen Kohärenz als eigenständiges Werk in Frage gestellt wird (vgl. Tenbruck 1999: XVIII). Seine Editionsgeschichte gehörte zu den Kampfplätzen der Weber-Forschung (vgl. z. B. Schluchter 1998b: 11ff.; Tenbruck 1999: 123ff.; Meurer 2004b: 235ff.) – ehe es, begleitet von Kritik (vgl. Meurer 2004a), im Rahmen der MWG in seine Einzelteile zerlegt wurde. Gleichwohl wird es „zum konstitutiven internationalen Gemeingut“ der Soziologie gezählt (Käsler 1979: 171) und gilt als ihre vielleicht sogar wichtigste Publikation.

Auf den fast tausend vorliegenden Seiten von „Wirtschaft und Gesellschaft“ findet sich zunächst in 17 Paragraphen die soziologische Kategorienlehre mit all ihren sperrigen, aber präzisen Begriffsdefinitionen, die Instrumente und Basis einer allgemeinen Soziologie sein sollen (vgl. Weber 1980 [1921/1922]: 1ff.). Das Werk enthält des Weiteren elaborierte Versionen der Rechts-, Wirtschafts- und Herrschaftssoziologie, die man schon zum Teil aus anderen Veröffentlichungen kannte (vgl. Käsler 1979: 144ff.), sowie bis zur 4. Auflage auch seine *Musiksoziologie*. Am Anfang von „Wirtschaft und Gesellschaft“ steht die Definition der Soziologie als „Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“ (Weber 1980 [1921/1922]: 1), und die ebenfalls oft zitierte „idealtypische“ Vierteilung in zweckrational, wertrational, affektuell und traditional.

Ob Weber selbst zur wissenschaftlichen „Entzauberung der Welt“ viel mehr als Entwürfe, Skizzen, Umrisse, Fragmente und gute Ratschläge beigetragen hat, mag insgesamt strittig sein; sein erratisches Werk ist bibliographisch kaum zu bändigen, wie schon der Versuch, ein vollständiges Verzeichnis aller veröffentlichten Arbeiten zu erstellen, deutlich gemacht hatte (vgl. Käsler 1975) und der langjährige editorische Kampf um sein Gesamtwerk immer wieder vorführt. Vieles, was ihn bis heute „groß“ macht, erschien erst, nachdem er, gerade 56-jährig, an einer Lungenentzündung gestorben war; auch die legendäre Arbeit „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ wurde zunächst nur in Aufsatzform publiziert.

Thema der „Protestantischen Ethik“ ist das, was als *Weber-These* berühmt wurde und stets umstritten blieb (vgl. z. B. Lehmann 2009: 107ff.; Schluchter 2009: 40ff.; Steinert 2010: 20), ihm aber gerade in den USA ewige Aufmerksamkeit sichert: der enge Zusam-

menhang zwischen Protestantismus und Kapitalismus, ja, dessen Entfesselung durch die Kraft der Religion. Die stark calvinistisch geprägte Lebensführung des „asketischen Protestantismus“ habe, so postuliert Weber, prägenden Einfluss auf die berufliche und ökonomische Gesinnung seiner Akteure gehabt. Ausgangspunkt der Studie war die Frage, wie die Vorstellung entstanden sei, dass der Mensch seine berufliche Pflicht erfüllen muss (vgl. Bendix 1964 [1960]: 67). Durch religiöse Leidenschaft, so glaubte der – „religiös unmusikalische“ – Protestant Weber, habe der Kapitalismus anfangs seine Nachhaltigkeit gewonnen. Dann aber habe sich die Sorge um die äußereren Güter als „ein stahlhartes Gehäuse“ (Weber 1988 [1920]: 203) erwiesen – oder: als eiserner Käfig, in den der Mensch eingezwängt worden sei (vgl. Mitzman 1970; Souza 1991). Die „Protestantische Ethik“ bedeutet, so meint der Weber-Forscher Dirk Kaesler (2006 [2004]: 7f.), „den Beginn einer der Großen Erzählungen der Soziologie, mit denen Menschen auf der ganzen Welt sich [...] einen Reim auf ihre Geschichte und Zukunft zu machen versuchen.“ Inzwischen hat die Forschung den fehlerhaften und widersprüchlichen Text aber als „fragwürdige Erzählung“ entzaubert (Kaesler 2011: 59); Heinz Steinert (2010) nennt seine einschlägige Studie „Max Webers unwiderlegbare Fehlkonstruktionen“.

Webers „Wissenschaftslehre“ umfasst Studien zur historischen Nationalökonomie sowie insbesondere den *Objektivitäts-Aufsatz* aus dem Jahre 1904, in dem es heißt: „Die Sozialwissenschaft, die wir treiben wollen, ist eine Wirklichkeitswissenschaft“ (Weber 1988 [1922]: 170; Hervorheb. im Orig.). Erstmals erläutert Max Weber (ebd.: 190ff.) darin auch sein wegweisendes, aber mehrdeutiges Konstrukt „Idealtypus“; dadurch sollen empirisch vorfindbare Erscheinungsformen in Hinblick auf ihre Gemeinsamkeiten jeweils auf den Begriff gebracht werden (vgl. ebd.: 202). Im Grunde aber handelt es sich dabei um ein Paradoxon, das Weber zu Erkenntnis leitenden Zwecken einführt: einerseits aus der Erfahrungswelt abgeleitet und nach deren Regeln konstruiert, andererseits aber ohne das Diktat einer genauen empirischen Kongruenz (vgl. Landshut 1969 [1929]: 37ff.; Srubar 1994: 263; Albert 2007: 58ff.). Am Anfang von „Wirtschaft und Gesellschaft“ (Weber 1980 [1921/1922]: 5f.) ist in diesem Zusammenhang eher vage von „einer (irgendwie angebbaren) Chance“ die Rede, wenn es um „soziologische Typen realen Geschehens“ geht, „welche in der Realität wenigstens in irgendeiner Annäherung beobachtet werden können.“

Des Weiteren enthält die „Wissenschaftslehre“ den *Kategorien-Aufsatz*, kulturwissenschaftliche Studien, verschiedene kleinere Arbeiten, u. a. zur „Grenznutzlehre“ sowie seine jahrzehntelang intensiv diskutierten Überlegungen zu seinem Dauerthema *Werturteilsfreiheit* – dem Postulat, (wissenschaftliche) Aussagen unter Verzicht auf normative Festlegungen und im spezifischeren Sinne auf moralische Bewertungen zu formulieren. Hier macht Weber (1988 [1922]: 149) nun unmissverständlich deutlich, dass es „niemals Aufgabe einer Erfahrungswissenschaft sein [kann], bindende Normen und Ideale zu ermitteln, um daraus für die Praxis Rezepte ableiten zu können.“ Werte könnten zwar nicht Ergebnis von empirischer Wissenschaft sein, aber sie seien ihr als Forschungsgegenstand zugänglich; auf diesem Wege werde Sozialwissenschaft wieder praxisrelevant. Gewiss gehöre die Unterscheidung von Zweck und den Mitteln, ihn zu erreichen, zum sozialwissenschaftlichen Instrumentarium, doch: „Eine empirische Wissenschaft vermag niemanden zu lehren, was er soll, sondern nur, was er kann und – unter Umständen – was er will.“ (Ebd.: 151; Hervorheb. im Orig.)

Strikt wertfrei wollte Max Weber auch „Charisma“ verstanden wissen. Er entdeckte diesen „Allround-Begriff“ (Radkau 2005: 601) erst spät, im letzten Jahrzehnt seines Lebens, und verwendete ihn danach unablässig – zusammen mit „charismatisch“ weit mehr als tausendmal: „Es war seine attraktivste Begriffskreation: zuerst für ihn, später auch

für viele andere“ (ebd.). In den späten Schriften gilt „Charisma“ als „Quell aller individuell verantworteten schöpferischen Tätigkeit schlechthin, und speziell im Bereich der Politik als Wurzel allen echten politischen Führertums, in dichotomischer Entgegensezung zu den führungslosen bürokratischen Apparaten einer verwalteten Welt“ (Mommesen 1974 [1959]: 449).

In Erinnerung geblieben ist Max Weber vor allem durch seine beiden Reden „Wissenschaft als Beruf“ (1917) und „Politik als Beruf“ (1919), die gleichfalls erst mehrere Jahre nach seinem Tod ein größeres Publikum fanden und bis heute in vielen Auflagen erschienen, nachdem sie 1919 zunächst als Broschüren gedruckt worden waren. Ihre Attraktivität besteht insbesondere darin, dass sie seine Ideen und Begriffe zu Staat, Gesellschaft, Religion und Wissenschaft komprimieren und – anders als anderswo – in verständlicher, griffiger, zitierfähiger Weise präsentieren. In seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ widmet sich Weber dabei dem Thema „Persönlichkeit“ mit allem Furor und Pathos, das ihm zur Verfügung steht: „Verehrte Anwesende! ‘Persönlichkeit’ auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der *rein der Sache* dient. Und nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiet ist es so“ (Weber 1991 [1919]: 14; Hervorheb. im Orig.). Später reitet er hier auch Attacken gegenüber „einigen großen Kindern auf dem Katheder und in Redaktionsstuben“ (ebd.: 21), ehe es zu Ansprüchen von Studenten an die Führungsqualitäten von Hochschullehrern abwehrend heißt, dass „von hundert Professoren mindestens neunundneunzig nicht nur keine football-Meister des Lebens, sondern überhaupt nicht ‚Führer‘ in Angelegenheiten der Lebensführung zu sein in Anspruch nehmen und nehmen dürfen“ (ebd.: 30). Es handelt sich hier um einen „Entzauberungs-Text“. Dies wird spätestens deutlich, wenn Max Weber (ebd.: 33) gegen Ende grundsätzlich und nüchtern feststellt, dass „Wissenschaft heute ein fachlich betriebener ‚Beruf‘ ist im Dienst der Selbstbesinnung und der Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge, und nicht eine Heilsgüter und Offenbarungen spendende Gnadengabe von Sehern, Propheten oder ein Bestandteil des Nachdenkens von Weisen und Philosophen über den Sinn der Welt.“

5. Der Plan für eine „Presse-Enquête“

Nach Überwindung seiner Nervenkrankheit wurde Max Weber, nun „Privatgelehrter“, zum Vielschreiber und – jedenfalls in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg – zum „Vereinsmeier“. Viel Zeit und Energie investierte er in die wissenschaftliche Verbandspolitik, aber auch, als Herausgeber, in das geplante neue Handbuch „Grundriß der Sozialökonomie“ und als Empiriker in die Finanzierung von Forschungsprojekten – und hier vor allem in seine große Studie zur „Soziologie des Zeitungswesens“. Dies war ein Forschungsprogramm zur „Entzauberung der Medienwelt“ (Weischenberg 2012: passim): Max Weber hatte erkannt, welch zentrale Bedeutung Massenmedien für die aufkommende Moderne schon spielten und noch spielen würden. Der Beobachtung dieses neuen Phänomens widmete er sich deshalb eine Zeitlang mit großem Elan, und die Briefe aus jener Zeit beweisen, wie leidenschaftlich ihn das Thema damals beschäftigte. Er setzte es deshalb ganz oben auf die Agenda der empirischen Soziologie und unternahm große Anstrengungen, um dafür Geld aufzutreiben.

Beim Ersten Deutschen Soziologentag in Frankfurt a. M. (vgl. Weischenberg 2010; Lepsius 2011) wollte Weber dann in seinem „Geschäftsbericht“ am 20. Oktober 1910 die Soziologie als „Wirklichkeitswissenschaft“ präsentieren und gleich sein kollektives Großprojekt über die moderne Presse aus der Taufe heben (Weber 1911). Er präsentierte darin nicht nur Vorschläge für ein Mehrmethoden-Design, sondern auch ein Bündel von Fragestellungen, die, wie sich inzwischen gezeigt hat, universellen Charakter besitzen. Sein Entwurf stellt ein Beispiel dar für die Effekte der Rationalisierung als Möglichkeit,

„alle Dinge – im Prinzip – durch Berechnen beherrschen“ zu können; dies aber bedeutet „die Entzauberung der Welt“ (Weber 1991 [1919]: 17; Hervorheb. im Orig.). Dabei thematisierte er immer wieder die Bedeutung des kapitalistischen Betriebs und des formalisierten Verwaltungsapparats, und es ist nahe liegend, dass ihm bei seiner Sicht auf die Moderne auch die gerade entstandenen kapitalistischen Medienbetriebe mit ihren spezifischen Produktionsweisen und ihrem Wirkungspotenzial ins Auge fielen.

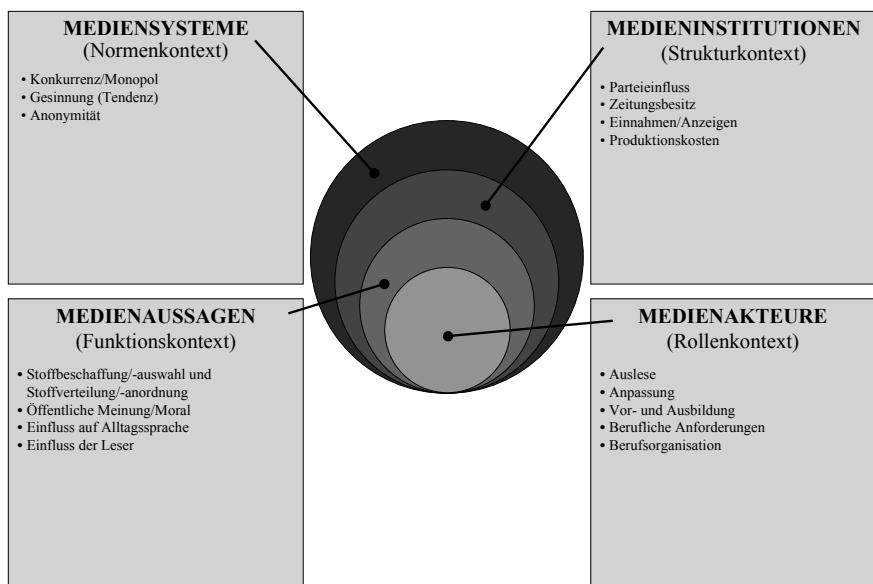
Doch in Frankfurt lief alles anders, als Weber es sich vorgestellt hatte (vgl. Weischenberg 2012: 101ff.). Die Veranstaltung endete mit einem „Eklat, der alle Bemühungen Webers, die Soziologie als eine seriöse Wissenschaft zu präsentieren, im Vorfeld scheitern ließ“, urteilt Lepsius (2011: 15). In Briefen beschwerte sich Max Weber in den Wochen danach über das geringe Niveau der Diskussionen und die traurige Rolle, die der DGS-Vorsitzende Ferdinand Tönnies als – offensichtlich überforderter – Versammlungsleiter gespielt habe. Bei seinem zentralen Anliegen, der „Werturteilsfreiheit“ von Erfahrungswissenschaft, hätten ihn die Kollegen im Stich gelassen, klagte Weber. Keiner von denen, die sich in der Wissenschaft unterprivilegiert, aber als „Schöpfer moderner Soziologie“ fühlten, sei bereit gewesen, für gemeinsame Forschung Zeit zu investieren, berichtete Marianne Weber (1984 [1926]: 428f.) später in der Biographie „Ein Lebensbild“. Auch die Finanzierung für die aufwendige Presse-Studie, die schon so gut wie gesichert war, schien durch den unglücklichen Verlauf der Tagung wieder in Frage gestellt. Bald verließ Max Weber den Vorstand der DGS; 1914 kündigte er dem Verein, den er mitgegründet hatte, die Mitgliedschaft auf.

Max Webers Briefe aus jener Zeit zeigen, mit welchem Engagement er versucht hatte, die Studie zu realisieren. Hartnäckig warb er bei führenden Vertretern der Presse um Unterstützung. Bei der Durchführung sollten die besten Fachleute mitwirken, wie etwa der als Presse-Statistiker ausgewiesene Hjalmar Schacht, später Reichsbankpräsident und Reichswirtschaftsminister im „Dritten Reich“. Sogar eigenes Geld wollte er in die große Studie investieren. Webers Briefe aus dem Sommer 1909, also den Monaten, in denen er sich um die Realisierung der Enquête und insbesondere ihre Finanzierung bemühte, zeigen auch, wie sehr er bei diesem Projekt von seinen Interessen als empirisch arbeitender Soziologe gesteuert wurde (vgl. MWG II/6). In einem Schreiben, das er am 12. Oktober 1910 an den Nationalökonom Franz Eulenburg schickte, spricht er von einem „Eingeständnis der Impotenz der Soziologie“ (ebd.: 644), falls das Presseprojekt nicht gelingen sollte.

Die ambitionierte Presse-Enquête sollte mit ihren Fragestellungen das Phänomen „Massenmedien“ umfassend ergründen: Finanzierung, Nachrichtenbeschaffung, Tendenz („Gesinnung“) in der Berichterstattung, Probleme journalistischer Praxis und schließlich sogar das, was man später „Medienwirkungen“ genannt hat. Ziel war die *Entzauberung* der Presse und ihrer mentalitätsprägenden Macht – ein Forschungsprogramm, das Weber erneut als visionären Beobachter der Moderne und ihrer Pathologien ausweist. Vor ihm hatte in dieser Form noch niemand so systematisch über die Funktionen und Folgen des Journalismus nachgedacht. In Webers „Soziologie des Zeitungswesens“ sind bis heute gültige zentrale Forschungsbereiche der Kommunikationswissenschaft formuliert. Entworfen wird darin u. a. ein Kommunikatorprojekt, das Erkenntnisse über die Materialbeschaffung der Medien und die Merkmale der Journalisten zusammentragen sollte. Dabei interessierte er sich auch für den Vergleich von Journalistenkarrieren in Deutschland und im Ausland. Dort kämen Journalisten ins Oberhaus (England) oder würden sogar Minister (Frankreich), während sie hierzulande eine „Parikaste“ blieben – ein Begriff, den er nicht nur in seiner Religionsoziologie verwendete, sondern später auch im Vortrag „Politik als Beruf“, als es (wieder) um die Journalisten

ging (vgl. Weber 1968 [1919]: 29ff.). Er schlug des Weiteren eine Medienanalyse zur Untersuchung von Ökonomie (Marktlage und Kapitaleinsatz) und Organisation der Presse vor und gab Anregungen für eine Inhaltsanalyse zur Untersuchung von Selektion, Präsentation und Berichterstattungsmustern im Journalismus. Im Fall von historisch vergleichenden Inhaltsanalysen werde man, so warnte er in Frankfurt, „ganz banausisch anzufangen haben damit, zu messen, mit der Schere und dem Zirkel“ (Weber 1911: 52). Schließlich formulierte Max Weber in seinem Geschäftsbericht „letzte Fragen“ für eine Wirkungsanalyse; ermittelt werden sollten dadurch Erkenntnisse zu den Folgen der Berichterstattung. Wie umfassend und universell die von ihm im Geschäftsbericht präsentierten Forschungsfragen sind, wird deutlich, wenn man sie in das Kontextmodell der Journalismusforschung (vgl. z. B. Scholl/Weischenberg 1998: 21) überträgt, das zwischen Mediensystemen, -institutionen, -aussagen und -akteuren differenziert (s. Abbildung).

Abbildung: Thematische Schwerpunkte des Weber'schen Projektentwurfs



Für die Schwerpunkte der damals geplanten Untersuchung stehen in Webers Entwürfen natürlich häufig andere Begriffe als die inzwischen üblichen Fachtermini. So würde man z. B. seine detaillierten Beschreibungen der Beschaffung, Auswahl, Verteilung und Anordnung des Stoffs durch Bezeichnungen wie Recherche, Nachrichtenselektion bzw. Darstellungsformen präzisieren und die Einflüsse von Zeitungen auf öffentliche Meinung, Moral und Sprache unter Wirklichkeitskonstruktion bzw. Medienwirkungen subsumieren – oder im Fall der Journalisten statt von Auslese und Anpassung eher von Rekrutierung und Sozialisation sprechen.

Die Darstellung zeigt, dass es in dem Forschungsprogramm bestimmte Schwerpunktsetzungen gibt, und zwar beim Struktur-, Funktions- und Rollenkontext, während der Normenkontext in Webers Entwurf eher implizit und dabei nur in Hinblick auf makroökonomische und bestimmte medienrechtliche Aspekte (z. B. das damals aktuelle

Problem der Anonymität) vorkommt; immerhin gibt es aber zwei Fragen zur sozialen Funktion der Presse. In direkter Weise auf den Journalismus und seine Erforschung beziehen sich Webers Anregungen bei bestimmten organisatorischen Imperativen und ihren Folgen für die Redaktion, bei Fragen der Sammlung, Selektion und Verarbeitung von Nachrichten und insbesondere bei den Merkmalen, Bedingungen und beruflichen Organisationsformen der Akteure.

Zu den vielen aktuellen Aspekten, die im Hinblick auf den Gegenstandsbereich, aber auch das methodische Vorgehen deutlich werden, gehören die Hervorhebung des Nachrichtenfaktors Prominenz und das Plädoyer für international vergleichende Studien. Max Weber (1911: 45) machte dies deutlich am Beispiel des Unterschieds zwischen den Zeitungen in Deutschland und Großbritannien, die dem Typ Boulevard zuzuordnen sind, fragte nach den Differenzen und konstatierte: „Es lohnt sich, festzustellen: welche letzten Weltanschauungen der einen und der anderen Tendenz zu Grunde liegen. Nur dies freilich, nicht eine Stellungnahme dazu, wäre unsere Aufgabe.“ Er plädierte auch für eine strikt theoriegeleitete empirische Forschung zum Journalismus.

Vor den Teilnehmern des Soziologentages demonstrierte Weber (ebd.: 39f.) am Beispiel der Presse-Enquête sein wissenschaftliches Credo, dass im Sinne der von ihm postulierten Wertfreiheit von (Erfahrungs-)Wissenschaft strikt zwischen Beobachtung und Bewertung getrennt werden soll. Damit lancierte er das Projekt mitten hinein in die aufkommende Werturteilsdebatte und belastete es so von vornherein mit einer fachpolitischen Hypothek. Auf der anderen Seite wehrte sich Weber aber auch gegen das, was er „Akademismus“ nannte und öffnete das Tor ausdrücklich für die Mitarbeit der „Herrn Praktiker“ (ebd.: 40f.). Elaboriert wirken schon die Fragen, welche der (Auch-)Ökonom in Hinblick auf die „Presse als kapitalistisches Geschäftsunternehmen“ formuliert. Den Begriff der Anzeigen-/Auflagenspirale gebrauchte man damals noch nicht; enthalten sind aber all die Probleme, welche – bis heute und mehr denn je – das „Geschäftsmodell Zeitung“ bestimmen und gefährden. Dies ordnete er in Makro-Kontexte ein und stellte dazu Fragen nach den größeren gesellschaftlichen Bezügen.

Schon in dem 1908 entstandenen „Vorbericht“ (vgl. Weischenberg 2012: 81ff.) hatte Weber gezeigt, wie bedeutsam ihm das Thema Presse damals erschien – wichtiger als die Soziologie des Vereins und die Soziologie der (führenden) Berufe, die dann im „Geschäftsbericht“ nachgeordnet und deutlich knapper auftauchen. Bei seinem Presseprojekt wie beim Vereinsprojekt habe sich Weber als „genuiner Soziologe“ gezeigt, „der zentrale Fragen der Sozialstruktur aufgreift, sie empirisch bearbeiten will, und zwar im interkulturellen Vergleich“, hebt M. Rainer Lepsius (2011: 14) hervor. Den Vorbericht – betriebswirtschaftliche Aspekte der Presse nahmen hier breiteren Raum ein als später im Geschäftsbericht – hatte Max Weber als „Plan“ verstanden, der „ganz in provisorischer und in den Einzelheiten nicht verbindlicher Weise“ die Presse-Enquête „skizzieren“ sollte (Weber 2003 [1909]: 139). Wie die Gegenstände der Untersuchung, darunter der „Amerikanismus“ im Zeitungswesen“, in methodischer Hinsicht erforscht werden sollten, wird hier gleichfalls nur knapp umrissen, aber streng wissenschaftlich-empirisch müsse es schon zugehen, so dass deutlich mehr herauspringe als „ein hübsches Feuilleton“ (ebd.: 142).

Nicht zuletzt unter Rekurs auf dieses Forschungsprojekt hatte Anthony Oberschall (1997 [1965]) seinerzeit im Rahmen seiner Studie zur Entstehung und Entwicklung der empirischen Sozialforschung in Deutschland 1848-1914 dargestellt, wie wenig bekannt Weber als Sozialforscher sei. Tatsächlich war er mit sechs großen Untersuchungen beschäftigt, deren Ergebnisse mindestens 1.000 Seiten umfassen (vgl. ebd.: 18). Insbesondere im Zusammenhang mit seinen Arbeiten „Zur Psychophysik der industriellen Ar-

beit“ hatte er intensive Erfahrungen mit mühsamer, kleinteiliger Empirie gesammelt, nachdem er schon als junger Professor an zwei Studien über Landarbeiter und über Bauern beteiligt gewesen war (vgl. ebd.: 187ff., 223; Schulz 2005: 97ff.). Er grübelte über Vor- und Nachteile von Fallstudien und machte Erfahrungen mit geringen Rücklaufquoten bei schriftlichen Befragungen. Immer wieder reflektierte er auch die Relativität und Grenzen empirischer Befunde (vgl. z. B. MWG I/11: 416ff.). Mit dem Großprojekt der Presse-Enquête habe er offenbar auch weiterführende Absichten verbunden, die auf die Einrichtung eines sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts zielten, glaubt Oberschall (vgl. 1997 [1965]: 223ff.); sein Scheitern sei dann gleichzusetzen gewesen mit dem Scheitern empirischer Forschung in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg.

6. Das Ende des Projektes

Nach den Frankfurter Erfahrungen betreibt Max Weber das Projekt, in welches er so viel Zeit und Nerven investiert hat, nur noch halbherzig. Für sein Ende sorgt er selbst – aus persönlichen Gründen, die man heute kaum noch nachvollziehen kann. Den Anlass bot ein polemischer Leserbrief des Privatdozenten Arnold Ruge gegen die aufkommende Frauenbewegung, der am 3. Dezember 1910 im *Heidelberger Tageblatt* abgedruckt worden war. Die kinderlose Frauenrechtlerin Marianne Weber (vgl. 1984 [1926]: 435) fühlte sich durch die Darstellung verunglimpt und versuchte zunächst brieflich, Ruge zur Rücknahme seiner Diffamierungen zu bringen. Auch Max Weber konnte sich gemeint fühlen und die Polemik „als indirekte Anspielung auf seine Nervenkrankheit oder gar sein eigenes Sexualleben“ verstehen (von Olenhusen 2008: 302), also „als Anspielung auf seine sexuelle Impotenz gegenüber seiner Frau“ (Obst 1986: 50). „Als er diese Brücke nicht betrat“, so berichtet Marianne Weber (1984 [1926]: 435f.) nicht ohne Hochmut über Ruges Weigerung, „erfolgte unter ihrem Namen eine öffentliche Züchtigung, an deren schneidender Schärfe jeder den Mitverfasser erkannte.“ Die Erfolglosigkeit auch dieser Aktion rief den Ehemann erst richtig auf den Plan. Er schrieb an Arnold Ruge, der als charakterschwacher Rüpel bekannt war, um Genugtuung zu fordern.

Doch der „Fall Ruge“ bildete nur den Auftakt zu verbissen geführten juristischen Auseinandersetzungen, die eine wissenschaftliche Karriere zerstörten und letztlich auch sein großes Forschungsprojekt zur Entzauberung der Medien. Auslöser war, mit Marianne Webers (1984 [1926]: 436) Worten, „ein übler Sensationsartikel über diese Vorgänge unter dem Titel ‚Alt Heidelberg du Feine‘“, der am 5. Januar 1911 im *Hamburger Fremdenblatt* sowie der *Berliner Volkszeitung* und zwei Tage später in den *Dresdner Neuesten Nachrichten* und der *Neuen Badischen Landeszeitung* erschien. Darin wurde die Querelei ausführlich beschrieben und fälschlich behauptet, Weber habe aus gesundheitlichen Gründen das Ansinnen Ruges abgelehnt, sich für die Ehre seiner Frau zu duellieren. Dies musste nach damaligen Maßstäben eine schwere Provokation für den ehemaligen Burschenschafter und Reserveoffizier Weber darstellen. Ruge dementierte zwar sofort; Weber verlangte aber eine Richtigstellung in den Zeitungen, die den Bericht gebracht hatten. Der Dresdner Chefredakteur Julius Ferdinand Wolff weigerte sich, verwies auf die Zuverlässigkeit seines (anonymen) Korrespondenten und dessen vertrauliche Quelle, einen Angehörigen der Universität. Dabei handelte es sich, wie dann herauskam, um den apl. Prof. Adolf Koch, der in jenen Jahren versuchte, die Journalistenausbildung als Hochschulfach zu etablieren.

Beim folgenden „Heidelberger Professorenprozess“ war Max Weber seinem Kontrahenten Koch in jeder Beziehung überlegen. Dieses „Duell“ sei gewesen, „als ob der Niagara sich in einen Waschbottich stürze“, schrieb Karl Jaspers (1958 [1932]: 78) später in seiner Weber-Biographie. Der Journalistik-Professor scheiterte nicht nur vor Gericht;

auch als Wissenschaftler sollte er bald erledigt sein, denn er verlor seine Lehrbefugnis an der Heidelberger Universität. Erledigt war damit auch die Presse-Enquête. Denn ein solches empirisches Großprojekt konnte nur dann zustande kommen, wenn die deutschen Zeitungen als Kooperationspartner mitspielten. Doch wer würde noch einem Medienforscher helfen, der – in Dresden – sowohl das Redaktionsgeheimnis als auch den Quellenschutz juristisch ausgehebelt hatte?

Ein knappes Jahrzehnt nach der gescheiterten Presse-Enquête kommt Max Weber (1968 [1919]: 29ff.) noch einmal auf Fragen zurück, die er in Hinblick auf das „Geschäft des Journalismus“ gestellt hatte. In seinem Vortrag „Politik als Beruf“ gibt er nun ein paar – durchaus nicht werturteilsfreie – Antworten: zur Rolle des Journalisten („Typus des Berufspolitikers“) als wichtigstem Repräsentanten der Gattung „Demagoge“ – was hier nicht negativ gemeint ist; zur unsicheren Lage der Berufsvertreter, zu den „inneren Anforderungen“ und „äußeren (ökonomischen) Bedingungen für die Presse und den Journalismus insgesamt“ und zum traditionell geringen Sozialprestige der Berufsvertreter in Deutschland („gehört zu einer Art von Pariakaste“). Beim Vergleich von Berufen stellt Weber eine Nähe zwischen dem Wissenschaftler und dem Journalisten her – zumindest in Hinblick auf die fehlende berufliche Absicherung.

Das akademische Leben sei „ein wildes Hasard“ hatte er schon am 7. November 1917 in seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ (Weber 1991 [1919]: 11) erklärt. Wenn der junge Wissenschaftler Rat suche wegen einer Habilitation, sei „die Verantwortung des Zuredens fast nicht zu tragen“. In dem zweiten Vortrag, den er am 28. Januar 1919 gleichfalls in München hält, bezeichnet er den Beruf des *Journalisten* als noch riskanter: „Wenn schon das Leben des jungen Gelehrten auf Hasard gestellt ist, so sind doch feste ständische Konventionen um ihn gebaut und hüten ihn vor Entgleisung. Das Leben des Journalisten aber ist in jeder Hinsicht Hasard schlechthin“, stellt Weber (1968 [1919]: 31f.) in durchaus abschreckender Weise fest und macht hier aus seiner Bewunderung für erfolgreiche Berufsvertreter, die sich den erheblichen „inneren Anforderungen“ gewachsen zeigten, kein Hehl. Weber hatte die Journalisten als „Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich“ (Hübinger/Mommsen 1993) betrachtet und sieht sie immer noch in der kulturell bedeutsamen Rolle, die er mit seiner „Weichensteller“-Metapher beschrieb (vgl. Weber 1988 [1920]: 252). Dies bedeutet zwar eine Aufwertung des Berufs, aber eben auch hohe Maßstäbe für das Handeln seiner Akteure – und legitimiert auch so noch einmal das anspruchsvolle Programm seiner gescheiterten Presse-Enquête.

7. Fachgeschichtliche Linien

Die führenden Köpfe der DGS (neben Tönnies Werner Sombart und Georg Simmel) scheinen damals über den Gang der Dinge nicht allzu traurig gewesen zu sein; in aller Stille wurde das Projekt begraben. Von dem großen Plan Webers blieb schließlich nur noch eine kleine Redakteursbefragung übrig, bei der die ausgefüllten Fragebögen aber verschwanden (vgl. Kutsch 1988); in den 1920er Jahren gab es eine Reihe von Studien (i. W. Dissertationen), die zu den Vorläufern empirischer Kommunikationsforschung gezählt werden können (vgl. Reimann 1989: 34ff.; Averbeck 1999: passim) – und später dann mehr oder weniger deutliche Spuren in diversen empirischen Studien, die zum Teil erst Jahrzehnte später durchgeführt wurden. Zur „Impotenz“, deren Nachweis Weber befürchtet hatte, kam die Ignoranz. „So blieben viele der von Max Weber geäußerten Vorschläge vorerst ungenutzt, insbesondere auch deshalb, weil sich die Soziologie trotz der deutlichen Aufforderung Webers (noch bis heute) merkwürdig inaktiv verhielt“, urteilt auch Michael Schenk (1987: 5) in der Einleitung zu seinem Kompendium der Medienwirkungsforschung. Noch gravierender für die Erforschung der Kommunikati-

onsverhältnisse aber war, dass sich die neu gegründete Zeitungs- und später Publizistikwissenschaft jahrelang auf praktizistischen Pfaden verirrte, weit weg von Webers elaborierten Fragestellungen. Die schnelle, erfolgreiche Instrumentalisierung des Fachs für die Propaganda-Ziele der Nationalsozialisten (vgl. z. B. Averbeck 1999: 102ff.) warf dann nach dem Zweiten Weltkrieg noch einen langen Schatten.

Auch in ihren fachhistorischen Darstellungen waren die Presse-Enquête und ihr Scheitern der Zeitungs- bzw. Kommunikationswissenschaft kaum einer intensiveren Auseinandersetzung wert gewesen. Adolf Koch als einer der Pioniere insbesondere der hochschulgebundenen Journalistenausbildung wurde konsequent marginalisiert (vgl. Obst 1987: 181f.) – so in Otto Groths (1948: 296ff.) „Geschichte der Zeitungswissenschaft“, in der Max Weber und seinem Projekt aber immerhin dreieinhalb Seiten gewidmet sind. Am Ende seines Weber-Abschnitts äußerte Groth (ebd.: 299) die Hoffnung, dass „die Gedankenschätze, die er in diesem Plan aufspeicherte, nicht für immer begraben, daß die Probleme, die er aufwies, und die Methoden, die er zu ihrer Lösung vorschlug, nicht endgültig ad acta gelegt sind.“ Nach dem Ersten Weltkrieg habe sich die offizielle Zeitungswissenschaft zwar nicht mehr um Webers Ideen gekümmert. Dies werde sich aber ändern, wenn das Fach in der Zukunft ein Bewusstsein für seinen Gegenstand und für seine Aufgabe entwickelt habe.

Die Presse-Enquête ist dann erst fast drei Jahrzehnte später wieder auf die Agenda des Fachs gekommen, und zwar, nachdem sich Journalistik und Kommunikationswissenschaft ab Mitte der 1970er Jahre mit der „Wirklichkeit der Aussagenentstehung“ beschäftigten. Diese Renaissance der empirischen Journalismusforschung war ganz wesentlich darauf zurückzuführen, dass die aufkommenden Journalistik-Studiengänge an den Universitäten eine wissenschaftliche Fundierung brauchten; über das journalistische Berufsfeld war seinerzeit nur wenig bekannt, was über „praktizistisches Niveau“ hinausreichte (vgl. Weischenberg 2004 [1992]: 18ff., 56ff.). Zu den ersten, die Webers Anregungen wiederentdeckten, hatte dabei die Münchner Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung gehört, die sich im Zusammenhang mit ihrer „Synopse Journalismus als Beruf“ für die frühe empirische Forschung interessierte (vgl. Weiß et al. 1977). Ausführlicher ging Hanno Hardt in seiner Studie über „Social Theories of the Press“ auf Webers Projekt ein. Er veranschlagte seinen wissenschaftshistorischen Wert als sehr hoch; Hardt (vgl. 1979: 170, 183f.) wies auch darauf hin, dass dies eben nicht Webers erster, sondern vielmehr sein sechster (und letzter) Versuch als Empiriker war. Ähnlich lautete die Einschätzung von Frank Böckelmann (1993: 32), der in seiner Synopse und Bewertung der Kommunikatorforschung von 1945 bis 1990 feststellte, Webers Untersuchungsanlage könne sich „mit manchen großen Projekten der siebziger und achtziger Jahre messen und erscheint heute immer noch als vorbildlich, sieht man davon ab, dass – wie in sämtlichen Journalistenstudien der ersten Jahrhunderthälfte – die Dimension des journalistischen Selbstverständnisses fehlt. Alle in den folgenden vier Jahrzehnten durchgeführten Journalisten-Befragungen sind wesentlich simpleren Zuschnitts.“ Allerdings müsste man hinzufügen, dass die Forschung zu den Kommunikationsabsichten von Journalisten und ihre Kategorisierung als Vermittler, Kritiker/Kontrolleure und/oder Unterhalter – spätestens seit der repräsentativen Pionierstudie von Johnstone, Slawski und Bowman (1976: 113ff.) – zumindest implizit Webers Idealtypen-Bildung folgt.

Kurt Lang (1996) bezieht sich in seinem Aufsatz über die europäischen Wurzeln der nordamerikanischen Kommunikationsforschung ebenfalls auf das Werk Max Webers. Dieser habe die Bedeutung der Medien für die moderne Gesellschaft „for granted“ genommen: „All one had to do, he said, was try to imagine what life would be like

without it.“ Der Plan, den er der Deutschen Gesellschaft für Soziologie präsentierte, sei „a monumental, all-encompassing, empirical study of the press“ gewesen (ebd.: 13). In der Tradition der „Chicago School“ gebe es direkte Bezüge zu Weber – etwa in den Arbeiten ihrer Schüler Harold D. Lasswell und Leo Rosten sowie im Werk von Robert E. Park: „The examination of the newspaper and its relation to the community, as in Park’s studies of the immigrant press, was to become a part of the Chicago tradition. [...] The content analysis studies of propaganda by Lasswell and the survey of Washington correspondents by Leo Rosten are also very much in line with Weber’s call for empirical investigations“ (ebd: 14f.).

In den Biographien und Werkexegesen wird Webers Affinität zum Thema Medien und Journalismus jedoch, wenn überhaupt, nur am Rande behandelt – selbst da, wo es z. B. um seine ökonomische Forschungsarbeit geht (vgl. Bruhns 2006), die direkte Anschlüsse zu Fragestellungen der „Presse-Enquête“ anbietet, oder um den Werturteilstreit (vgl. von Ferber 1959), der das Projekt von Beginn an begleitet und zu seinem Misslingen beigetragen hatte. Über die intensive, komplizierte sowie theorie- und fachgeschichtlich relevante Beziehung zwischen Max Weber und dem „Gründungsvater“ der Zeitungskunde, Karl Bücher, beide Professoren für Nationalökonomie, ist lange Zeit nur wenig bekannt gewesen (vgl. Koszyk 1993). Wie intensiv – und kompliziert – diese Beziehung war, ist erst durch die Publikation einschlägiger Briefe Webers im Rahmen der MWG deutlich geworden, so dass sie nun fachgeschichtlich eingeordnet und bewertet werden kann (vgl. Weischenberg 2012: 109ff.; Wagner-Hasel 2011).

Korrigiert werden muss auch die Behauptung, Webers Großprojekt sei später dann doch sozusagen auf direktem Wege von der Zeitungswissenschaft aufgegriffen und weitergeführt worden – in persona Otto Groth, der immer wieder als „Schüler“ Webers (z. B. Reimann 1989: 34; Averbeck 1999: 145) bezeichnet und sozusagen zu seinem wissenschaftlichen Dialogpartner ernannt wird. Die dafür präsentierten Belege sind jedoch nicht stichhaltig (vgl. Weischenberg 2012: 93ff.; Bohrmann 1986: 98f.). Allerdings kann man Groths (1915) – an der Universität Tübingen entstandene – Dissertation über „Die politische Presse Württembergs“, die 1913, also drei Jahre nach dem Plan für die Presse-Enquête vorgelegt worden war, als Versuch einer Umsetzung von Webers Forschungsfragen und methodischen Empfehlungen zur Inhaltsanalyse lesen. Direkt auf Weber wurde Anfang der 60er Jahre – wohl eher aus fachpolitischen Gründen (vgl. Bartz 2007) – rekurriert, als sich die Publizistikwissenschaft in einer Selbstfindungsphase befand und über eine Identität als empirische Sozialwissenschaft diskutierte (vgl. Noelle-Neumann 1963; Eberhard 1963; Rühl 1965; Wagner 1965; Löblich 2010).

8. Weber und die Kommunikationswissenschaft

Wenn Max Weber, wie behauptet wird, eine „Soziologie mittlerer Reichweite“ (Albert 2008) praktiziert hat, so ergäbe sich daraus sozusagen eine „natürliche“ Nähe zur Theorie-Situation der Kommunikationswissenschaft, deren Bestände (z. B. Gatekeeping, Nachrichtenwert, Agenda Setting) keinen anderen Anspruch erheben (können). An die allgemeine Auseinandersetzung mit Weber und seinem wissenschaftlichen „Erbe“ direkt anschließfähig sind ansonsten Diskurse, die seit einigen Jahren die Kommunikationswissenschaft und insbesondere die Journalismusforschung beschäftigen (vgl. Weischenberg 2012: 350ff.). Dabei geht es insbesondere auch um die Frage, in welchem Ausmaß und mit welchem Anteil Kommunikationsprozesse und speziell Prozesse der Aussagenentstehung im Journalismus von strukturellen Zwängen (System) bestimmt werden und welche Bedeutung hier individuelle Handlungen (Akteure) haben (vgl. Duchkowitsch et al. 2009). Dieser System-Akteur-Konflikt, der zumeist entlang binärer Argu-

mentationen verläuft (vgl. Löffelholz 2004 [2000]), stellt sich z. T. auch als Renaissance von früheren Kämpfen um das Selbstverständnis des Fachs dar, seine Positionierung zwischen Sozial- und Geisteswissenschaften sowie Art und Ausmaß seines Praxisbezugs.

Anschlussfähig an die kommunikationswissenschaftliche Forschung sind auch eine Reihe von (mehr oder weniger) direkt auf Weber zurückzuführende Kategorien bzw. Termini. Dies gilt insbesondere für den „Idealtypus“, der geradezu zum „Markenzeichen der Weberschen Methodik“ (Radkau 2005: 417) geworden ist und auch in der Kommunikationswissenschaft Karriere gemacht hat. Handlungsmodelle, die „zum Verstehen von Handlungen vorausgesetzt werden“ (Steinvorth 1994: 459), sind hier traditionell die Rollenselbstverständnis-Muster zur Klassifizierung der Kommunikationsabsichten von Journalisten (vgl. Scholl/Weischenberg 1998: 157ff.); typologisiert werden aber auch Mediensysteme (vgl. Weischenberg 2004 [1992]: 86ff.) oder Berichterstattungsmuster und Darstellungsformen (vgl. Schmidt/Weischenberg 1994). Der Begriff findet sogar Verwendung, um z. B. Merkmale des „Sensationsjournalismus in Deutschland“ (Dulinski 2003: 63ff.) zu dekonstruieren oder Prozesse der Medienevolution zu rekonstruieren (vgl. Stöber 2004). Inzwischen, so wird behauptet, sind Typologien „eine Spezialität der Literatur über den Journalismus“ (Meyen/Riesmeyer 2009: 207). Nicht immer ist dabei zu erkennen, ob es sich um idealtypische, normative oder empirische Typologien handelt – etwa, wenn im Fall von journalistischen Rollenselbstbildern (vgl. Donsbach 2005: 417ff.) Gegensatz-Paare wie „Gatekeeper“ und „Advocate“ (vgl. Janowitz 1975), „neutraler“ und „partizipativer“ Journalist oder „Mediator“ und „Kommunikator“ (vgl. Langenbucher 1974/75: 257ff.) angeboten werden.

Versuche, Medien- und Journalismus-Systeme international zu vergleichen, um so zu Typenbildungen zu gelangen, folgen Max Webers methodischem Königsweg für die Kulturforschung, den er auch bei der Presse-Enquête beschreiten wollte. Diese *Komparatistik* hat in der Kommunikationswissenschaft inzwischen einen deutlich höheren Stellenwert als noch vor einigen Jahren (vgl. z. B. Kleinstuber 1993; Wirth/Kolb 2003; Esser 2004; Hanitzsch/Altmeppen 2007; Löffelholz/Weaver 2008). Zu den Literaturbeständen gehören hier neben allgemeinen, differenzierten Überblicken (vgl. z. B. Kleinstuber 2003; Thomaß 2007) international vergleichende Studien etwa zu Mediensystemen oder zu Rundfunkordnungen (vgl. Kleinstuber et al. 1991) sowie zu den Verhältnissen in der Politischen Kommunikation (vgl. Esser/Pfetsch 2003). Vergleiche zwischen einzelnen Journalismus-Systemen und Journalismus-Kulturen (vgl. Machill 1997; Hanitzsch 2007, 2009a) zeigen, in welch starkem Maße diese nach wie vor national-normativ bestimmt sind; dabei werden meistens die Merkmale und Einstellungen sowie berufliche Bedingungen der Akteure abgefragt (vgl. z. B. Weaver 1998; Scholl/Weischenberg 1998: 197–260; Esser 1998; Donsbach/Patterson 2003; Hanitzsch 2009b). Die vor allem quantitativ, aber auch qualitativ ermittelten Befunde oszillieren zwischen der Fokussierung auf Hetero- und Isomorphismen.

Eine weitere wichtige Kategorie Webers war die der *Institutionen*. Seither ist die Soziologie auch als „Wissenschaft von den Institutionen“ identifiziert worden; Institutionen schüfen legitimierte Handlungsräume und vermittelten dabei sozusagen zwischen Ideen und Interessen (vgl. Lepsius 1990; Schluchter 2008). In Webers Werk, bei Weitem am häufigsten in „Wirtschaft und Gesellschaft“, kommt der Begriff allerdings nur passim (laut elektronischer Zählung knapp 50-mal; vgl. Weber 2004) und eher undeutlich vor – im Sinne von unterschiedlich konnotierten „Aggregationsniveaus“ (Schluchter 2000b: 97). Doch zumindest implizit fänden sich darin „alle wichtigen Grundlagen für eine institutionelle Analyse“, meint Rehberg (2003: 381). Für „Journalismus und Medien als Institutionen“ (Kiefer 2010) ist inzwischen der Versuch unternommen worden, eine

elaborierte Beobachtungsperspektive zu entwickeln. Dabei werden Institution und Organisation analytisch voneinander unterschieden (vgl. ebd.: 121ff.) und – unter direktem Rekurs auf Max Webers „Geschäftsbericht“ beim Ersten Deutschen Soziologentag 1910 – gesellschaftliche Aspekte von Medien als Organisationen thematisiert.

Inzwischen lassen sich auch – weiträumig angelegte, aber unterschiedlich prägnante – kulturwissenschaftliche sowie medien- und kommunikationstheoretische Darstellungen durch Max Webers „verstehende Soziologie“ inspirieren (vgl. z. B. Hepp 2004 [1999]; Krallmann/Ziemann 2001: 151ff.; Reichertz 2009). Seit einiger Zeit beruft sich zudem die handlungstheoretisch ausgerichtete Mediennutzungsforschung auf Weber und seine Wissenschaftslehre (vgl. z. B. Mehling 2001; Göttlich 2006) und geht dabei zurück bis zu den Enqueten über die Landarbeiter (und ihre Zeitungslektüre), an denen Weber beteiligt war (vgl. Schulz 2005: 97ff.). Welche Spuren Weber konkret hinterlassen hat, müsste in aufwendiger Weise mit Hilfe bibliometrischer Verfahren ermittelt werden; dies wäre ein reizvolles fachhistorisches Projekt (vgl. Weischenberg 2012: 10). Bis zu seiner Realisierung gilt nur die allgemeine Feststellung: Auf Max Weber wird inzwischen (auch) in kommunikationswissenschaftlichen Beiträgen unterschiedlichster Art gerne und häufig rekurriert.

„Zur Beziehung von Soziologie und Zeitungswissenschaft 1900-1960“ hatte Hans Bohrmann (1986) seinerzeit eine Standortbestimmung vorgenommen, die immer noch aktuell erscheint. Ein Paradigmenstreit wird dabei inzwischen vor allem über die Frage ausgetragen, mit welchem theoretischen Zugriff und definitorischem „Besteck“ (vgl. Scholl 2010) man den modernen und postmodernen Medien und ihrem Journalismus (sozialwissenschaftlich) am besten gerecht werden kann. Und dabei werden nun Spuren sichtbar, die zumindest indirekt zurückführen zu Max Weber, und zwar insbesondere über drei Soziologen, deren Werk ihm in besonderem Maße verpflichtet ist und die inzwischen diverse kommunikationswissenschaftliche Studien inspiriert haben: Jürgen Habermas, Niklas Luhmann und Pierre Bourdieu (vgl. Weischenberg 2012: *passim*).

Weber und Luhmann (vgl. ebd.: insbes. 338ff.) interessierten sich partiell für die Medien – der eine empirisch, der andere eher theoretisch und auf jeden Fall nicht „praktisch“; beide haben – mit ihren Organisations- und Entscheidungstheorien – der Medien- und Journalismusforschung direkte Anschlüsse offeriert. Weber legte sie in seiner „Presse-Enquête“ direkt auf den Tisch. Luhmann fand hier zunächst in Manfred Rühl (1969) den Operateur seiner Systemtheorie. Im Zentrum der Studie über die „Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System“ stand das redaktionelle Entscheidungsverhalten – kurz nachdem Luhmann (1968) einen Aufsatz über die „Programmierung von Entscheidungen“ veröffentlicht hatte. Rühl hatte mit seiner Dissertation eines der wenigen empirischen Beispiele für eine funktionale Organisationsanalyse präsentiert, die aber auch in Luhmanns letzter einschlägiger Schrift keine besondere Erwähnung findet und ebenso nicht in dem (von den beobachteten Medien selbst; vgl. Weischenberg 2000: 157ff.) viel beachteten Band aus eigener Werkstatt über die „Realität der Massenmedien“ (Luhmann 1996).

Mit beiden setzt sich Jürgen Habermas (1981/2: 449ff.) in seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“ sozusagen im Paket auseinander, als er einen „Rückblick auf Max Webers Theorie der Moderne“ wirft. Dabei geht es ihm noch einmal um die Präzisierung und Differenzierung des Verständnisses von *Zweckrationalität* (vgl. Weischenberg 2012: insbes. 195ff.). Baum (1994) und Brosda (2008) haben daraus Anschlüsse für die Journalismusforschung gewonnen (vgl. Weischenberg 2012: 195ff.; 386).

Im Fall Bourdieu sind die Verhältnisse unübersichtlicher (vgl. ebd.: 246ff.). Man streitet in diesem Fall darüber, ob es von dem Soziologen selbst Substanzielles zum

Journalismus gibt, das über Kritik an den Verhältnissen und an den Akteuren hinausreicht (vgl. Bastin 2003; Benson/Neveu 2005; Bourdieu 2005). Johannes Raabe (vgl. 2003: 471) hat klargestellt, dass der Journalismus in der Tat nie zu den Gegenständen der *Forschungsarbeiten* Bourdieus gehört hat, und begründet, warum dies nicht prinzipiell gegen die Nutzung seiner Soziologie und ihrer Begrifflichkeit für die Analyse von Prozessen der Aussagenentstehung in den Medien spreche. Luhmann sei im Grunde ein ähnlicher Fall: „Die für die Journalismusforschung überaus einträgliche Inanspruchnahme der Luhmannschen Theorie gründet ja auch nicht in dessen Ausführungen zu den Massenmedien [...]. Bourdieus Beobachtungen des Journalismus mögen irritieren, auch inspirieren, aber sie ersetzen nicht die notwendige Theoriearbeit, die auch bei der Anwendung des Feldkonzepts auf den Journalismus eben letztlich nur in der forschenden Auseinandersetzung mit dem konstruierten und zu analysierenden Forschungsobjekt erfolgen kann.“ (Ebd.: 473; Hervorheb. im Orig.) Diese Arbeit bleibt – seit Max Weber – niemandem erspart, der Gesellschaftstheorie auf Medien und Journalismus beziehen will.

Reichen nun Webers zweifellos epochale, aber temporäre oder eher periphere Beschäftigungen mit Themen des Fachs, um ihn als „Klassiker der Kommunikationswissenschaft“ (Meyen/Löblich 2006: 145ff.) zu bezeichnen? In der fachhistorischen Literatur scheint diese Rolle unstrittig zu sein, während die Liste der „Begleitpersonen“ (darunter z. B. Tönnies, Bücher, Schäffle und Knies) in den einschlägigen Publikationen kontingenat ausfällt (vgl. Hardt 1979; Pöttker 2001; Meyen/Löblich 2006). Niklas Luhmann (1985 [1984]: 19) hat die Frage, wer den Klassiker-Status beanspruchen kann, so beantwortet: „Die Klassiker sind Klassiker, weil sie Klassiker sind; sie weisen sich im heutigen Gebrauch durch Selbstreferenz aus.“ Demnach gehört Max Weber auf jeden Fall dazu. Mehr noch: Als „Wirklichkeitswissenschaftler“ war er *der Klassiker* der Kommunikationswissenschaft.

Literatur

- Albert, Gert (2007): Idealtypen und das Ziel der Soziologie. In: Berliner Journal für Soziologie, 2007/1: 51–75.
- Albert, Gert (2008): Soziologie mittlerer Reichweite. Die methodologischen Konzeptionen Robert K. Mertons und Max Webers im Vergleich. In: S. Sigmund et al. (Hrsg.): Soziale Konstellation und historische Perspektive. Festschrift für M. Rainer Lepsius. Wiesbaden: 445–467.
- Albert, Gert et al. (Hrsg.) (2003): Das Weber-Paradigma. Studien zur Weiterentwicklung von Max Webers Forschungsprogramm. Tübingen.
- Averbeck, Stefanie (1999): Kommunikation als Prozeß. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927–1934. Münster.
- Ay, Karl-Ludwig; Knut Borchardt (Hrsg.) (2006): Das Faszinosum Max Weber. Die Geschichte seiner Geltung. Konstanz.
- Bartz, Christina (2007): Max Webers Soziologie des Zeitungswesens als Ursprungskonstruktion der Publizistikwissenschaft. In: I. Schneider, I. Otto (Hrsg.): Formationen der Mediennutzung II. Bielefeld: 19–36.
- Bastin, Gilles (2003): Ein Objekt, das sich verweigert: Der Journalismus in der Soziologie Pierre Bourdieus. Einige Bemerkungen über das „journalistische Feld“. In: Publizistik, 48.Jg., 2003/3: 258–273.
- Baum, Achim (1994): Journalistisches Handeln. Eine kommunikationstheoretisch begründete Kritik der Journalismusforschung. Opladen.
- Bendix, Reinhard (1964 [1960]): Max Weber – Das Werk. Darstellung, Analyse, Ergebnisse. München [Original: Max Weber. An Intellectual Portrait. Garden City NY].
- Benson, Rodney; Erik Neveu (eds.) (2005): Bourdieu and the Journalistic Field. Cambridge, UK.

- Böckelmann, Frank (1993): Journalismus als Beruf. Bilanz der Kommunikatorforschung im deutschsprachigen Raum von 1945 bis 1990. Konstanz.
- Bohrmann, Hans (1986): Grenzüberschreitung? Zur Beziehung von Soziologie und Zeitungswissenschaft 1900-1960. In: S. Papcke (Hrsg.): *Ordnung und Theorie*. Darmstadt: 93-112.
- Bourdieu, Pierre (2005): The Political Field, the Social Science Field, and the Journalistic Field. In: R. Benson; E. Neveu (eds.): *Bourdieu and the Journalistic Field*. Cambridge, UK: 29-47.
- Brodsda, Carsten (2008): Diskursiver Journalismus. Journalistisches Handeln zwischen kommunikativer Vernunft und mediensystemischem Zwang. Wiesbaden.
- Bruhns, Hinnerk (2006): Max Webers „Grundbegriffe“ im Kontext seiner wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen. In: K. Lichtblau (Hrsg.): *Max Webers „Grundbegriffe“*. Wiesbaden: 151-183.
- Donsbach, Wolfgang (2005): Rollenselbstverständnis. In: S. Weischenberg et al. (Hrsg.): *Handbuch Journalismus und Medien*. Konstanz: 415-420.
- Donsbach, Wolfgang; Thomas Patterson (2003): Journalisten in der politischen Kommunikation: Professionelle Orientierungen von Nachrichtenredakteuren im internationalen Vergleich. In: F. Esser; B. Pfetsch (Hrsg.): *Politische Kommunikation im internationalen Vergleich*. Wiesbaden: 281-304.
- Duchkowitsch, Wolfgang; Fritz Hausjell, Horst Pöttker, Bernd Semrad (Hrsg.) (2009): Journalistische Persönlichkeit. Fall und Aufstieg eines Phänomens. Köln.
- Dulinski, Ulrike (2003): *Sensationsjournalismus in Deutschland*. Konstanz.
- Eberhard, Fritz (1963): Franz Adam Löffler und Max Weber – zwei Pioniere der Publizistikwissenschaft. In: *Publizistik*, 8. Jg.: 436-441.
- Esser, Frank (1998): Die Kräfte hinter den Schlagzeilen. Englischer und deutscher Journalismus im Vergleich. Freiburg/München.
- Esser, Frank (2004): Journalismus vergleichen. Komparative Forschung und Theoriebildung. In: M. Löffelholz (Hrsg.): *Theorien des Journalismus*. Wiesbaden: 151-179.
- Esser, Frank/Barbara Pfetsch (Hrsg.) (2003): *Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven*. Wiesbaden.
- Ferber, Christian von (1959): Der Werturteilstreit 1909/1959. Versuch einer wissenschaftsgeschichtlichen Interpretation. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 11. Jg.: 21-37.
- Gneuss, Christian; Jürgen Kocka (Hrsg.) (1988): *Max Weber. Ein Symposium*. München.
- Göttlich, Udo (2006): Die Kreativität des Handelns in der Medienaneignung. Zur handlungstheoretischen Kritik der Wirkungs- und Rezeptionsforschung. Konstanz.
- Groth, Otto (1915): *Die politische Presse Württembergs*. Diss. Univ. Tübingen, Staatswiss. Fakultät. Stuttgart.
- Groth, Otto (1948): *Die Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft. Probleme und Methoden*. München.
- Habermas, Jürgen (1981/2): *Theorie des kommunikativen Handelns* (2 Bde.). Frankfurt a. M.
- Hanitzsch, Thomas (2007): Journalismuskulturen. In: B. Thomaß (Hrsg.): *Mediensysteme im internationalen Vergleich*. Konstanz: 163-176.
- Hanitzsch, Thomas (2009a): Comparative Journalism Studies. In: K. Wahl-Jorgensen; T. Hanitzsch (eds.): *The Handbook of Journalism Studies*. New York/London: 413-427.
- Hanitzsch, Thomas (2009b): Zur Wahrnehmung von Einflüssen im Journalismus. Komparative Befunde aus 17 Ländern. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 57. Jg., Heft 2: 153-173.
- Hanitzsch, Thomas; Klaus-Dieter Altmeppen (2007): Über das Vergleichen: Komparative Forschung in deutschen kommunikationswissenschaftlichen Fachzeitschriften 1948-2005. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 55. Jg., Heft 2: 185-203.
- Hanke, Edith (2006): „Max Webers Schreibtisch ist nun mein Altar“. Marianne Weber und das geistige Erbe ihres Mannes. In: K.-L. Ay, K. Borchardt (Hrsg.): *Das Faszinosum Max Weber. Die Geschichte seiner Geltung*. Konstanz: 29-51.
- Hardt, Hanno (1979): *Social Theories of the Press. Early German & American Perspectives* (Foreword by James W. Carey). Beverly Hills/London.
- Hennis, Wilhelm (1987): *Max Webers Fragestellung. Studien zur Biographie des Werks*. Tübingen.

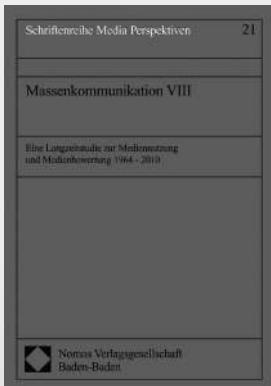
- Hennis, Wilhelm (1996): Max Webers Wissenschaft vom Menschen. Neue Studien zur Biographie des Werks. Tübingen.
- Hennis, Wilhelm (2003 [1995]): Max Webers „Vorbericht für eine Erhebung zur Soziologie des Zeitungswesens“. In: ders.: Max Weber und Thukydides. Tübingen: 130–149.
- Henrich, Dieter (1952): Die Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers. Tübingen.
- Hepp, Andreas (2004 [1999]): Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. Wiesbaden, 2. Aufl.
- Hübinger, Gangolf; Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.) (1993): Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich. Frankfurt a. M.
- Janowitz, Morris (1975): Professional Models in Journalism: the Gatekeeper and the Advocate. In: Journalism Quarterly, Vol. 52: 618–626, 662.
- Jaspers, Karl (1958 [1932]): Max Weber. Politiker, Forscher, Philosoph. München.
- Johnstone, John W.C.; Edward J. Slawski, William W. Bowman (1976): The News People. A Sociological Portrait of American Journalists and Their Work. Urbana/Chicago/London.
- Jonas, Hans (1984 [1979]): Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Frankfurt a. M.
- Käsler, Dirk (1975): Max-Weber-Bibliographie (unter Mitarbeit von Helmut Fogt). In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 27. Jg.: 703–730.
- Käsler, Dirk (1979): Einführung in das Studium Max Webers. München.
- Kaesler, Dirk (2003): Max Weber. Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung, 3. akt. Aufl.. Frankfurt a. M.
- Kaesler, Dirk (2006): Die Zeit der Außenseiter in der deutschen Soziologie. In: K.-L. Ay, K. Borchardt (Hrsg.): Das Faszinosum Max Weber. Konstanz: 169–195.
- Kaesler, Dirk (Hrsg.) (2006 [2004]): Vorwort des Herausgebers. In: Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. München, 2. durchges. Aufl.: 7–64.
- Kaesler, Dirk (2011): Max Weber. München.
- Kiefer, Marie Luise (2010): Journalismus und Medien als Institutionen. Konstanz.
- Kleinsteuber, Hans J. (1993): Mediensysteme in vergleichender Perspektive. Zur Anwendung komparativer Ansätze in der Medienwissenschaft: Probleme und Beispiele. In: Rundfunk und Fernsehen, 41. Jg., Heft 3: 317–338.
- Kleinsteuber, Hans J. (2003): Medien und Kommunikation im internationalen Vergleich: Konzepte und Befunde. In: F. Esser, B. Pfetsch (Hrsg.): Politische Kommunikation im internationalen Vergleich. Wiesbaden: 78–103.
- Kleinsteuber, Hans J.; Volkert Wiesner, Peter Wilke (1991): Public Broadcasting im internationalen Vergleich. Analyse des gegenwärtigen Stands und Szenarien einer zukünftigen Entwicklung. In: Rundfunk und Fernsehen, 39. Jg., Heft 1: 33–54.
- Koszyk, Kurt (1993): Karl Büchers Weg zur Zeitungskunde. In: K. F. Reimers (Hrsg.): Unser Jahrhundert in den Medien. Leipzig: 24–36.
- Krallmann, Dieter; Andreas Ziemann (2001): Grundkurs Kommunikationswissenschaft. München.
- Kutsch, Arnulf (1988): Max Webers Anregung zur empirischen Journalismusforschung. Die Zeitungsenquête und eine Redakteurs-Umfrage. In: Publizistik, 33. Jg., Heft 1: 5–31.
- Landshut, Siegfried (1969 [1929]): Kritik der Soziologie und andere Schriften zur Politik. Neuwied/Berlin.
- Lang, Kurt (1996): The European Roots. In: E. E. Dennis, E. Wartella (eds.): American Communication Research. The Remembered History. Mahwah, NJ: 1–20.
- Langenbucher, Wolfgang R. (1974/75): Kommunikation als Beruf. Ansätze und Konsequenzen kommunikationswissenschaftlicher Berufsforschung. In: Publizistik, 19./20. Jg., 1974 (3–4)/1975 (1–2): 256–277.
- Lehmann, Hartmut (2009): Die Entzauberung der Welt. Studien zu Themen von Max Weber. Göttingen.
- Lepsius, M. Rainer (1990): Interessen, Ideen und Institutionen. Opladen.
- Lepsius, M. Rainer (2003): Eigenart und Potenzial des Weber-Paradigmas. In: G. Albert et al. (Hrsg.): Das Weber-Paradigma. Studien zur Weiterentwicklung von Max Webers Forschungsprogramm. Tübingen: 32–41.

- Lepsius, M. Rainer (2011): Max Weber und die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. In: *Soziologie*, 40. Jg., Heft 1: 7-19.
- Lepsius, M. Rainer; Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.) (1994): Max Weber. Briefe 1909-1910. Tübingen (= Max Weber Gesamtausgabe, Abt. II: Briefe, Bd. 6).
- Lichtblau, Klaus (Hrsg.) (2006): Max Webers „Grundbegriffe“. Kategorien der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung. Wiesbaden.
- Löblich, Maria (2010): Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft. Köln.
- Löffelholz, Martin (Hrsg.) (2004 [2000]): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. Wiesbaden, 2. vollst. überarb. + erw. Aufl.
- Löffelholz, Martin; David Weaver (eds.) (2008): Global Journalism Research. Theories, Methods, Findings, Future. Malden, MA.
- Löwith, Karl (1960 [1932]): Max Weber und Karl Marx. In: ders.: Gesammelte Abhandlungen. Zur Kritik der geschichtlichen Existenz. Stuttgart: 1-67.
- Luhmann, Niklas (1968): Die Programmierung von Entscheidungen und das Problem der Flexibilität. In: R. Mayntz (Hrsg.): Bürokratische Organisationen. Köln/Berlin, 3. Aufl.: 324-341.
- Luhmann, Niklas (1985 [1984]): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt, 2. Aufl.
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. Opladen, 2., erweit. Aufl.
- Machill, Marcel (Hrsg.) (1997): Journalistische Kultur. Rahmenbedingungen im internationalen Vergleich. Opladen/Wiesbaden.
- Mehling, Gabriele (2001): Fernsehen ist kein „Problem“. Zu den handlungstheoretischen Vorstellungen des Uses-and-Gratifications Approach. In: P. Rössler et al. (Hrsg.): Theoretische Perspektiven der Rezeptionsforschung. München: 97-119.
- Meurer, Bärbel (Hrsg.) (2004a): Marianne Weber. Beiträge zu Werk und Person. Tübingen.
- Meurer, Bärbel (2004b): Marianne Webers wissenschaftliche Arbeit und ihre Beziehung zur Wissenschaft Max Webers. In: B. Meurer (Hrsg.): Marianne Weber. Beiträge zu Werk und Person. Tübingen: 213-240.
- Meyen, Michael; Claudia Riesmeyer (2009): Diktatur des Publikums. Journalisten in Deutschland. Konstanz.
- Meyen, Michael; Maria Löblich (2006): Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland. Konstanz.
- Mitzman, Arthur (1970): The Iron Cage: An Historical Interpretation of Max Weber. New York.
- Mommsen, Wolfgang J. (1974 [1959]): Max Weber und die deutsche Politik. Tübingen, 2. überarb. u. erweit. Aufl.
- Mommsen, Wolfgang J. (1993): Max Weber. Ein politischer Intellektueller im Deutschen Kaiserreich. In: G. Hübinger, W. J. Mommsen (Hrsg.): Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich. Frankfurt a. M.: 33-61.
- MWG I/11: s. Schluchter, Wolfgang (Hrsg.) (1995).
- MWG I/8: s. Schluchter, Wolfgang (Hrsg.) (1998b).
- MWG II/6: s. Lepsius, M. Rainer; Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.) (1994).
- Nassehi, Armin (2009 [2006]): Der soziologische Diskurs der Moderne. Frankfurt a. M.
- Nipperdey, Thomas (1993a [1990]): Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. I: Arbeitswelt und Bürgergeist. München, 3. durchges. Aufl.
- Nipperdey, Thomas (1993b [1992]): Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. II: Machtstaat vor der Demokratie. München, 2. durchges. Aufl.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1963): Meinung und Meinungsführer. Über den Fortschritt der Publizistikwissenschaft durch Anwendung empirischer Forschungsmethoden. In: *Publizistik*, 8. Jg.: 316-323.
- Nollmann, Gerd (2004): Luhmann, Bourdieu und die Soziologie des Sinnverstehens. Zur Theorie und Empirie sozial geregelten Verstehens. In: A. Nassehi/ders. (Hrsg.): Bourdieu und Luhmann. Ein Theorievergleich. Frankfurt a. M.: 118-155.
- Oberschall, Anthony (1997 [1965]): Empirische Sozialforschung in Deutschland 1848-1914. Freiburg/München. [Original: Empirical Social Research in Germany, 1848-1914, Paris 1965].

- Obst, Bernhard (1986): Das Ende der Presse-Enquête Max Webers. Der Heidelberger Professorenprozeß von 1912 und seine Auswirkungen auf die deutsche Zeitungswissenschaft. In: R. v. Bruch, O. B. Roegele (Hrsg.): Von der Zeitungskunde zur Publizistik. Frankfurt a. M.: 45-62.
- Obst, Bernhard (1987): Ein Heidelberger Professorenstreit. Die Auseinandersetzung zwischen Adolf Koch und Max Weber 1910-1914. Köln.
- Olenhusen, Albrecht Götz von (2008): Ehre, Ansehen, Frauenrechte – Max Weber als Prozessjurist. In: T. J. Chiusi et al. (Hrsg.): Das Recht und seine historischen Grundlagen. Berlin: 297-315.
- Pöttker, Horst (Hrsg.) (2001): Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag. Klassiker der Sozialwissenschaft über Journalismus und Medien. Konstanz.
- Raabe, Johannes (2003): Die Soziologie Pierre Bourdieus und die Journalismusforschung: Auftakt oder Abgesang? In: Publizistik, 48. Jg., Heft 4: 470-474.
- Radkau, Joachim (2005): Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens. München/Wien.
- Rehberg, Karl-Siegbert (2003): Person und Institution. Überlegungen zu paradigmatischen Strukturen im Denken Max Webers. In: G. Albert et al. (Hrsg.): Das Weber-Paradigma. Studien zur Weiterentwicklung von Max Webers Forschungsprogramm. Tübingen: 371-394.
- Reichertz, Jo (2009). Kommunikationsmacht. Was ist Kommunikation und was vermag sie? Und weshalb vermag sie das? Wiesbaden.
- Reimann, Horst (1989): Die Anfänge der Kommunikationsforschung In: M. Kaase, W. Schulz (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: 28-45.
- Riley, Helene M. Kastinger (1991): Max Weber. Berlin.
- Rühl, Manfred (1965): Zur sozialen Struktur des Zeitungsverlages. In: Publizistik, 10. Jg.: 391-403.
- Rühl, Manfred (1969): Die Zeitungssredaktion als organisiertes soziales System. Bielefeld.
- Schenk, Michael (1987): Medienwirkungsforschung. Tübingen.
- Schimank, Uwe (2005): „Gespielter Konsens“: Fluchtburg des Menschen in Luhmanns Sozialtheorie. In: G. Runkel, G. Burkart (Hrsg.): Funktionssysteme der Gesellschaft. Wiesbaden: 265-284.
- Schluchter, Wolfgang (Hrsg.) (1995): Max Weber. Zur Psychophysik der industriellen Arbeit, Schriften und Reden 1908-1912. Tübingen (= Max Weber Gesamtausgabe, Abt. I: Schriften und Reden, Bd. 11).
- Schluchter, Wolfgang (1998a): Die Entstehung des modernen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Entwicklungsgeschichte des Okzidents. Frankfurt a. M.
- Schluchter, Wolfgang (Hrsg.) (1998b): Max Weber. Wirtschaft, Staat und Sozialpolitik. Schriften und Reden 1900-1912. Tübingen (= Max Weber Gesamtausgabe, Abt. I: Schriften und Reden, Bd. 8).
- Schluchter, Wolfgang (2000a): Individualismus, Verantwortungsethik und Vielfalt. Weilerswist.
- Schluchter, Wolfgang (2000b): Handlungs- und Strukturtheorie nach Max Weber. In: ders.: Individualismus, Verantwortungsethik und Vielfalt. Weilerswist: 86-103.
- Schluchter, Wolfgang (2003): Handlung, Ordnung und Kultur. Grundzüge eines weberianischen Forschungsprogramms. In: G. Albert et al. (Hrsg.): Das Weber-Paradigma. Studien zur Weiterentwicklung von Max Webers Forschungsprogramm. Tübingen: 42-74.
- Schluchter, Wolfgang (2005): Handlung, Ordnung und Kultur. Studien zu einem Forschungsprogramm im Anschluss an Max Weber. Tübingen.
- Schluchter, Wolfgang (2008): Interessen, Ideen, Institutionen: Schlüsselbegriffe einer an Max Weber orientierten Soziologie. In: S. Sigmund et al. (Hrsg.): Soziale Konstellation und historische Perspektive. Festschrift für M. Rainer Lepsius. Wiesbaden: 57-80.
- Schluchter, Wolfgang (2009): Die Entzauberung der Welt. Sechs Studien zu Max Weber. Tübingen.
- Schmidt, Siegfried J.; Siegfried Weischenberg (1994): Mediengattungen, Berichterstattungsmuster, Darstellungsformen. In: K. Merten, S. J. Schmidt, S. Weischenberg (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Opladen: 212-236.
- Scholl, Armin (2010): Journalismusforschung als langsame Beobachtung. In: J. Westerbarkey (Hrsg.): End-Zeit-Kommunikation: Diskurse der Temporalität. Berlin/Münster: 163-171.
- Scholl, Armin; Siegfried Weischenberg (1998): Journalismus in der Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie. Opladen/Wiesbaden.
- Schulz, Manuela (2005): Zeitungslektüre und Landarbeiterchaft. Eine kommunikationsgeschichtliche Studie zur Verbreitung des Zeitungsleses im 19. und 20. Jahrhundert. Bremen.
- Sica, Alan (2004): Max Weber & the New Century. New Brunswick/London.

- Souza, Jessé de (1991): Überleben im stahlharten Gehäuse. Eine häufig übersehene Seite der Persönlichkeitsethik Max Webers. In: R. Eickelpasch (Hrsg.): Unübersichtliche Moderne. Opladen: 125-136.
- Spinner, Helmut (2006): Rebellion statt Rezeption: Max Weber im blinden Spiegel Carl Schmitts. In: K.-L. Ay, K. Borchardt (Hrsg.): Das Faszinosum Max Weber. Die Geschichte seiner Geltung. Konstanz: 241-264.
- Slrubar, Ilja (1994): Wertbeziehung und Relevanz. Zu Alfred Schütz' Weber-Rezeption. In: G. Wagner, H. Zipprian (Hrsg.): Max Webers Wissenschaftslehre. Frankfurt a. M.: 259-277.
- Steinert, Heinz (2010): Max Webers unwiderlegbare Fehlkonstruktionen: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Frankfurt a. M./New York.
- Steinvorth, Ulrich (1994): Webers Freiheit von der Wertfreiheit. In: G. Wagner, H. Zipprian (Hrsg.): Max Webers Wissenschaftslehre. Frankfurt a. M.: 445-472.
- Stöber, Rudolf (2004): What Media Evolution Is. A Theoretical Approach to the History of New Media. In: European Journal of Communication, Vol. 19 (4): 483-505.
- Tenbruck, Friedrich H. (1975): Das Werk Max Webers. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 27. Jg.: 663-702.
- Tenbruck, Friedrich H. (1999): Das Werk Max Webers. Gesammelte Aufsätze zu Max Weber. Tübingen.
- Thomaß, Barbara (Hrsg.) (2007): Mediensysteme im internationalen Vergleich. Konstanz.
- Vahland, Joachim (2001): Max Webers entzauberte Welt. Würzburg.
- Wagner, Gerhard; Heinz Zipprian (Hrsg.) (1994): Max Webers Wissenschaftslehre. Interpretation und Kritik. Frankfurt a. M.
- Wagner, Hans (1965): Ansätze zur Zeitungswissenschaft. Faktoren und Theorien. In: Publizistik, 10. Jg.: 217-238.
- Wagner-Hasel, Beate (2011): Die Arbeit des Gelehrten. Der Nationalökonom Karl Bücher (1847-1930). Frankfurt/New York.
- Weaver, David H. (ed.) (1998): The Global Journalist. News People Around the World. Cresskill, NJ.
- Weber, Marianne (1984 [1926]): Max Weber. Ein Lebensbild. Tübingen.
- Weber, Max (1911): Geschäftsbericht. In: Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Serie I: Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages, Bd. 1 (19.-22. Oktober 1910 in Frankfurt a. M.). Tübingen: 39-62.
- Weber, Max (1968) [1919]: Politik als Beruf. Berlin, 5. Aufl.
- Weber, Max (1980 [1921/1922]): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen, 5. rev. Aufl.
- Weber, Max (1988 [1920]): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen.
- Weber, Max (1988 [1922]): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen.
- Weber, Max (1991 [1919]): Wissenschaft als Beruf. Berlin.
- Weber, Max (2003 [1909]): Vorbericht über eine vorgeschlagene Erhebung über die Soziologie des Zeitungswesens. In: W. Hennis: Max Weber und Thukydides. Tübingen: 139-149.
- Weber, Max (2004): Gesammelte Werke (Digitale Bibliothek). Mit „Max Weber. Ein Lebensbild“ von Marianne Weber. Berlin.
- Weischenberg, Siegfried (2000): Luhmanns Realität der Massenmedien. Zu Theorie und Empirie eines aktuellen Objektes der Systemtheorie. In: H. Gripp-Hagelstange (Hrsg.): Niklas Luhmanns Denken. Konstanz: 157-178.
- Weischenberg, Siegfried (2004 [1992]): Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Bd. 1: Mediensysteme, Medienethik, Medieninstitutionen. Wiesbaden, 3. Aufl.
- Weischenberg, Siegfried (2007): Genial daneben. Warum Journalismus nicht (Gegen-)Teil von Unterhaltung ist. In: A. Scholl et al. (Hrsg.): Journalismus und Unterhaltung. Wiesbaden: 117-132.
- Weischenberg, Siegfried (2010): Banauisch gescheitert. Genau vor hundert Jahren wollten Soziologen untersuchen, wie Medien wirken. Das ging gründlich schief. In: Die Zeit Nr. 43 v. 21.10.2010: 60.
- Weischenberg, Siegfried (2012): Max Weber und die Entzauberung der Medienwelt. Theorien und Querelen – eine andere Fachgeschichte. Wiesbaden.

- Weiβ, Hans Jürgen et al. (1977): *Synopse Journalismus als Beruf*. München (unveröff. Manus.).
- Weiβ, Johannes (1981): M. Weber: Die Entzauberung der Welt. In: J. Speck (Hrsg.): *Grundprobleme der großen Philosophen*. Göttingen: 9-47.
- Willke, Helmut (1991): *Systemtheorie*. Stuttgart/New York, 3. überarb. Aufl.
- Wirth, Werner; Steffen Kolb (2003): Äquivalenz als Problem: Forschungsstrategien und Designs der komparativen Kommunikationswissenschaft. In: F. Esser, B. Pfetsch (Hrsg.): *Politische Kommunikation im internationalen Vergleich*. Wiesbaden: 104-131.



Massenkommunikation VIII

Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung
und Medienbewertung 1964 – 2010

Herausgegeben von Helmut Reitze und
Christa-Maria Ridder

2011, 319 S., brosch., 42,- €

ISBN 978-3-8329-7109-0

(*Schriftenreihe Media Perspektiven*,
Bd. 21)

Die ARD/ZDF-Langzeitstudie Massenkommunikation ermittelt seit 1964 die Mediennutzungsgewohnheiten der Bundesbürger im Intermedia-vergleich. Sie liefert Daten zu Nutzung, Funktionen und Images der tagesaktuellen Medien und fragt, ob und wie sich die Funktionen mit dem Hinzutreten neuer Medien verschieben. Das Buch dokumentiert die Befunde der Erhebungswelle von 2010.

Weitere Informationen: www.nomos-shop.de/14243

